Der Bazar.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 2. | Man abonnirt bei allen Postanstalten und Buchhandlungen. | Berlin, 4. Januar 1897. | Vierteljährlich 2½ Mark. Monatlich erscheinen vier Nummern. | 43. Jahrg.

Zwischen den Herzen.

Novelle aus den Dolomiten von Rudolf Stratz.

Nachdruck verboten.

„Die Erd' wirft Blasen auf, wie sie das Wasser hat!" Seltsame versteinerte Hexengestalten, Fratzen aus triefendem, vermorschtem Fels, Ungeheuer, die als ragende Bergzinnen von vielen tausend Fuß Höhe tückisch auf die Erde niederdräuen, in der, von üppig-grünen Alpenwäldern umrahmt, in wüsten Schutt- und Geröllkegeln vergraben, ihr Fuß wurzelt. Wunderliche Gebilde schmücken ihren hageren Leib. Zerfallene Ritterburgen, eingestürzte Brücken, nadelscharfe Obelisken, gespenstige Gestalten von riesenhaften Männern und Weibern scheinen dort oben an den schwindelnd jähen Abstürzen der blutigroten Wände zu kleben, geschirmt durch das Gewirr der steinernen Stacheln, Zacken und Gräte, die wie Dornenhecken allüberall aus den Bergskeletten emporsprießen. Zwischen ihnen blinkt es da und dort von weißen Schneebändern, die wie der Putz einer klapperdürren Hexe sich den Runzeln des Gesteins anschmiegen, von koketten, blanken Eiskäppchen auf finstern Riesenhäuptern und den zischenden, milchfarbenen Bogen der von ihnen zu Thale sprühenden Firnwasser.

Was da herniederrinnt, ersetzt sich von oben. Der Regen rauscht und rieselt, leise, eintönig, unendlich in der stillen, lauwarmen Luft. Seine triefenden Wolken schlingen sich um die Dolomitentürme, sie decken mit grauen Schleiern ihre Blöße, sie nisten sich in dem chaotischen Felsgewirr ein und senden unermüdlich ihre Schauer über die naß glänzenden Türme und Platten.

Es ist, als ob die Berge schlummerten. Nur selten regt sich ihr Atem wie das tiefe Stöhnen eines Schlafenden. Dann geht ein leises Brausen durch die graue Welt. Aus einem Seitenthal schwimmt rascher, vom Winde gejagt wie eine Schafherde, ein weißdampfender Wolkenschwarm heran; er neigt sich über die Felszinnen, er umarmt sie mit lang hinflutenden Nebelstreifen, und stärker rauscht und rieselt aus ihnen der Regen über die Oede.

Oede ringsumher. Grau in Grau die unheimliche Welt, in der die Hexentürme reglos nebeneinander stehen und die Nebelfrauen ohne Rast und Ruh ziellos durch die dämmernde Luft dahinstreichen. Kein Laut als das Plätschern der Wasser und von unten, von irgend einer Alp, in langen Zwischenräumen das melancholische Gebimmel weidender Herden und seltener noch einmal wie müdes Gähnen ein langgezogener Seufzer des Windes.

* * *

Da ward es in einem der senkrecht durch die Felswand laufenden Risse lebendig. Es schlürfte und polterte etwas in dem Kamin, ein paar faustgroße Steine hüpften munter in langen Sprüngen aus dem Schlund heraus, ein Eispickel surrte hinterher.

Eine kurze Pause, dann erschien ein derber Nagelschuh, tastend und sorgsam vorgeschoben in dem Einstieg, der andre folgte und beiden, ruckweise und mählich niederkletternd, der ganze Leib, bis der Tourist aufrecht auf der Schutthalde vor der eben bezwungenen Zinne stand. Ein junger, kräftiger Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren mit erhitztem Gesicht und blitzenden Augen knüpfte sich tiefaufatmend das Seil von der Brust.

„Giuseppe, ich bin unten!" schrie er hinauf.

„Si, Signore!" Der Rest des Seiles glitt, schlangengleich sich zusammenringelnd, aus der Spalte hervor, mit ihm eine kleine, ganz leichte Eisaxt, und gleich darauf stand der sehnige, wälsche Führer neben seinem Herrn.

Eine Weile schauten die beiden die Höhe hinauf, wo sich fast über ihrem Kopfe das Berghaupt in Wolken verlor, mit jenem Gemisch von Genugthuung, Müdigkeit und neuem Thatendrang, wie er den firmen Alpinisten nach jeder glücklichen Erledigung einer Spitze ergreift.

„Che hora fà?"

„Fünf — Herr!"

Der andre pfiff leise durch die Zähne. „Schon fünf? Andiamo, Giuseppe, daß wir vor Nacht zu Hause sind!"

Sie stiegen durch das Geröll hernieder, bis ihre Füße in dem ersten, triefend feuchten Gras versanken, und dann die dampfenden Matten entlang auf der Andeutung eines Ziegenpfades zu Thale.

Es schüttete jetzt vom Himmel. Das schwere Klatschen der Tropfen hallte von den perlenden Felsen ringsum wieder, und schon legten sich die ersten abendlichen Schatten über das stöhnende Chaos von Nebel, Wasser, Stein und Wind.

Der Tourist blieb stehen und warf noch einen fröhlichen Blick auf den „genommenen" Pic zurück, dessen Dolchspitze auf eine Minute, jäh zum Himmel aufschießend, zwischen den Wolken sichtbar ward. „Wetten, Giuseppe," sagte er, „daß wir heute die einzigen in den Bergen waren?"

Giuseppe schüttelte den Kopf und musterte einen nebelverhängten Zickzacksteig, der von einer seitlichen Höhe steil in ihren Thalgrund herabführte. „Due!" sprach er dann lakonisch.

„Wahrhaftig!" Sein Herr blinzelte. „Jetzt seh' ich auch zwei schwarze Punkte, die da herunterkrauchen!"

„Vorn geht der Führer — Archangelo Rimai — und der Herr dahinter, das ist ein junger Engländer."

„Scheint so!" Der Tourist schraubte seinen Krimstecher zurecht und prüfte den Fremden. Natürlich — langer, dottergelber Waterproof, hirschlederne Gamaschen, Spessartmütze, den Eispickel lässig geschultert, in allem das Bild des jungen Gentleman, der seine Berge bereits kennt und im Kreise der aus Stummelpfeifen qualmenden Genossen nicht mehr viel Worte über Winklerturm und kleine Zinne verliert. Nur der Gang war etwas eigentümlich — mit hohem Knie und...

Er sprang mit einem Fluch zur Seite! Ein Felsblock, den die unachtsamen Wanderer oben abgelöst, kam in raschen Sätzen herab, schmetterte im Niederfahren an einen Zacken und blieb, wie eine Granate in drei, vier Stücke berstend und staubdampfend, liegen.

Der Tourist legte beide Hände an den Mund. „Passen Sie gefälligst auf!" schrie er erbost in die Höhe, „schmeißen Sie uns keine Steine auf den Kopf!"

Die oben blieben stehen, und die Gestalt in dem hellgelben, hemdartigen Regenmantel beugte sich über die Wand. „Verzeihen Sie!" rief eine helle Stimme, dann setzten die beiden vorsichtig, um keine Steine mehr ins Rollen zu bringen, ihren Abstieg fort.

„Der kann ja Deutsch!" meinte Giuseppe verblüfft und schickte sich an, weiterzugehen. Aber der junge Mann hielt ihn zurück. „Wer mag das sein?"

„Irgend ein Tourist, Herr!" sagte der Führer verdrießlich.

Der andre legte das Gletscherseil auf einen Block und setzte sich darauf. „Ein Tourist?" lachte er, „nein Giuseppe, wenn mich nicht alles trügt, ist's eine Touristin."

* * *

Als die Fremden näher und näher kamen, da glaubte er freilich, daß er sich geirrt! Wohl war der Gang mädchenhaft, die Gestalt zart und schlank, aber der nun deutlich sichtbar werdende Kopf — nein — das war ein derbes Bubengesicht von fünfzehn, sechzehn Jahren, von kurzgeschnittenen, blonden Strähnen umrahmt, ein nichts weniger als kleiner Mund mit prächtigen

Promenadentoilette.

Beschreibung S. 22.

Zähnen, kecke Stumpfnase, ein paar große, treue, graue Augen darüber.

Und doch, wie die Gestalt mit elastischen Schritten aus dem Nebel hervortrat, hatte er wieder das unbestimmte, unerklärliche Gefühl von der Nähe des andern Geschlechts! Er prüfte den Gang, die Art, wie sich der derbe Schuh auf das lockere Geröll des Weges setzte, und zweifelte wieder. „Wenn das ein Mädchen ist," ging es ihm durch den Kopf, „dann ist sie, weiß Gott, nicht besonders schön!"

„Hat Sie der Stein getroffen?" Es lag so viel ängstliche Teilnahme in dieser Frage, die von der Schutthalde herabklang, daß der Tourist unten mit einem Schlag seine Ungewißheit verlor.

Er zog den Hut. „Nein, mein Fräulein! Aber Vorsicht in den Bergen ist —"

„Ja, aber wer kann denn ahnen, daß bei dem Hundewetter noch irgend eine Menschenseele hier herumläuft!" Sie glitt, kunstgerecht sich nach rückwärts auf den Pickel stützend, über den letzten steilen Schotterhang zu ihnen herab. „Also nochmals — verzeihen Sie mir!"

Ihr Führer folgte ihr, ein kleiner, stämmiger Rübezahl mit eisgrauem Bart, und trat ohne weiteres zu Giuseppe, der wieder, die Uhr ziehend, seinen Herrn mahnte: „Wir müssen uns eilen. Herr Vultejus wird in Sorgen um Sie sein!"

Damit gingen die beiden Männer voraus und vertauschten alsbald das schwerfällige Deutsch, in dem sie zu ihren Touristen sprachen, mit ihrem heimischen, aufgeregten und von wildem Gebärdenspiel begleiteten Kauderwelsch.

Das junge Mädchen schien in keiner Weise verlegen. „Gut, daß wir Sie getroffen haben!" sagte sie, „mein Führer ist nicht von hier und kennt die Thalwege nicht genau. Und bei dem Wetter in die Dunkelheit hineinzutappen —" Sie brach ab, gähnte ungezwungen und schritt leichtfüßig neben dem Touristen her.

„Aber Sie haben einen ausgezeichneten Führer," meinte der, um ein Gespräch zu beginnen, „so viel ich weiß, ist der Archangelo einer der ersten Dolomitenführer überhaupt und geht nur auf ganz große Touren."

„Freilich," erwiderte sie arglos, „heute war's bei dem Wetter nichts. Aber vorgestern hat mich Archangelo auf die Kleine Zinne gebracht — elegant, sag' ich Ihnen."

Er blieb vor Erstaunen stehen. „Auf die Kleine Zinne?"

„Ja, was ist denn da daran? Wenn ich so lang wäre wie Sie und die Griffe bequemer erreichen könnte, so kletterte ich allein hinauf! Ich war diese Woche auch schon auf dem Rosengarten oben und in der vorigen auf der Croda di Lago!"

„Was Sie sagen!"

„Ja, da hatten wir vierzehn Tage schönes Wetter! Wissen Sie, was ich da von Cortina gemacht habe? Den Monte Cristallo, Antelao und Croda Rossa hintereinander."

„Dann erzählen Sie doch lieber, was Sie nicht gemacht haben!"

„Den Winklerturm," erwiderte sie betrübt. Aber gleich darauf ging wieder ein Ausdruck bescheidenen Stolzes über ihr sonngebräuntes Gesicht. „Thut nichts! Ich komme doch noch hinauf — so gut wie auf die andern! Die sind mir jetzt alle unterthan. Auf jedem Gipfel habe ich gestanden."

Der junge Mann schaute sie halb lächelnd, halb bewundernd an. „Nun weiß ich doch auch, wer Sie sind, Fräulein Weitzel!" sagte er und nahm sein Notizbuch heraus: „Aber, gestatten Sie mir, bitte, meinerseits — hier ist meine Karte."

Sie warf kaum einen Blick auf die drei Worte: „Paul Spieß, Bankbeamter", die auf der Karte standen. „Woher kennen Sie mich denn?" fragte sie wie geistesabwesend.

„Aus Ihren Thaten! Glauben Sie, daß eine andre Dame das fertig bringt? In allen Klubhütten der Dolomiten singt man Ihr Lob! Für mich waren Sie schon beinahe eine mythische Persönlichkeit geworden, so viel hatte ich von Ihnen gehört!"

Da lief ein so glückseliges Lächeln über ihr sommersprossiges Bubengesicht, daß sie für einen Augenblick beinahe schön aussah.

„Haben Sie's gehört, Archangelo?" rief sie frohlockend, „ich bin berühmt!"

„Ich glaub's," erwiderte der Rübezahl und schaute sie wohlgefällig an, etwa wie der Züchter ein besonders gut geratenes Stück seiner Herde. „Mit Ihnen schafft man — mit Ihnen kommt man vorwärts — mit Ihnen geh' ich, wohinauf Sie wollen. — Denn warum?" fuhr er weiterschreitend auf italienisch zu Giuseppe fort, „sie wiegt nichts — sie fürchtet sich nicht — sie steigt wie 'ne Katze und geht über die Felsbänder wie ein Schaf — die steckt drei Männer in ihren Rucksack."

„Nur — leider — leider — hübsch ist sie nicht," dachte der des Wälschen mächtige Tourist, während er mit seiner vor Stolz über das Lob hochroten Begleiterin den beiden Gesellen folgte. Aber gleich darauf fiel ihm etwas andres ein. „Wenn sie schön wäre," dachte er bei sich, „ja — dann würde sie wohl auch was Besseres thun, als hier im strömenden Regen die Wände hinaufklettern."

* * *

Schon hatten sie die Baumgrenze erreicht. Zuerst die abgestorbenen Vorposten des Waldes, die einsam als windzerpeitschte, wettergeschwärzte Leichen zwischen dem am Boden kriechenden Krummholz schwankten, dann das würzige Lärchendickicht selbst, durch dessen Zweige der Regen in Güssen niedertroff.

„Avanti, Archangelo!" rief das junge Mädchen plötzlich zu dem Führer. Der drehte sich um, erschaute die Sachlage, und beide rannten in großen Sätzen wie Indianer auf dem Kriegspfade auf eine Ziege zu, die harmlos gaffend am Wegrande stand. Das geängstigte Tier wollte flüchten, aber es war zu spät.

Schon fühlte es sich ergriffen, mit sanfter Gewalt zu einer nahen, offenstehenden Sennhütte geschleppt und dort von Archangelo nach allen Regeln der Kunst in ein aus dem Rucksack geholtes und auf den Boden gestelltes Glas gemolken, während die Touristin mit fachmännisch finsterem Gesicht ein Horn und ein Bein der Geiß in festen Händen hielt.

Zweimal machte das Glas mit der lauwarm-süßen, blasigen Milch die Runde unter den vier Reisegenossen. Dann nahm das Gelage ein Ende und die halb geschmeichelt, halb verstört meckernde Ziege wurde von dem jungen Mädchen mit einer Prise Salz aus dem Proviantsack und einem Klaps auf den Rücken entlassen.

„Ziegenmilch ist das Beste gegen Durst," erklärte die Bergsteigerin und wischte sich den weißen Schnurrbart von den Lippen, „und überhaupt das Gesündeste, was es giebt!"

Das brachte ihren Genossen auf einen Gedanken. „Ich werde Herrn Vultejus davon erzählen," wandte er sich an seinen Führer, „weil er doch die Kuhmilch so schlecht verträgt."

Es war, als habe Fräulein Weitzel eine Frage nach diesem Unbekannten auf den Lippen; allein sie bezwang ihre Neugierde und schaute, sich von den Männern abwendend, träumerisch hinaus in die regenfeuchte Welt.

Das tiefe, ernste Grau ihrer Augen schien sich da draußen in allen den Dingen wiederzuspiegeln, in den Nebelfetzen, die in den weißdünstenden Lärchenzweigen ihre Spinnweben spannen, in dem von der Nässe blankpolierten Steingeröll, in den dicht über den Baumwipfeln hinströmenden Schwaden und der eintönig plätschernden Regenwand, die rings im Kreise wie eine luftgewebte Kerkermauer das farblose Bild abschloß.

Aber nein, ganz fehlte der Farbenreiz doch nicht! Da und dort flammte es auf der Erde von purpurroten, zu Gruppen gescharten Blutstropfen aus saftigem Grün. Wie Unkraut wucherten überall die Alpenrosen und erhellten mit ihrer brennenden Pracht die Waldeinsamkeit. Der herbe, kraftvolle Hauch der Berge wehte unmerklich durch die Stille dahin, jene markige, stählende Luft der Höhen, unter der sich die Brust in tiefen Atemzügen wölbt und das Gefühl der Kraft, der Freiheit den ganzen Leib durchrieselt.

Und ringsum die heilige Ruhe der Natur! Kein Laut, keine Bewegung als das Fluten der Wasser, das Spiel der Nebelgeister, die über dampfendes Moos dahinwallend, zwischen verwetterten Bäumen sich haschend, ihre endlosen Reigen ausführen.

„Diese dummen Menschen!" sagte die Bergsteigerin plötzlich und drehte wieder das gebräunte Antlitz zu ihrem Begleiter. „Da hocken die Unglücksraben jetzt alle unten in irgend einem schlechten Tiroler Wirtshaus, gähnen und klopfen am Barometer und jammern über das Wetter! Als ob es auf den Bergen nicht immer schön wäre — im Sonnenschein wie im Regen! Ja, ich finde sogar: für die Dolomiten paßt der Regen grade! Unter blauem Himmel sehen sie ganz unwahrscheinlich aus, wie Gespenster am hellen Mittag. So diese Nebel- und Märchenstimmung — das ist das Rechte."

Der Tourist nickte. „Es ist wunderschön!" sprach er beinahe andächtig, „wunder-, wunderschön! Sie wissen nicht, was das heißt, so elf Monate im Jahr auf dem Drehschemel zu sitzen und zu rechnen, und nun mit einemmal hinaus in Gottes freie Welt, und nun gar auf die höchsten Gipfel, woran ich früher nie zu denken gewagt habe."

„Nicht wahr?" Sie lächelte. „Das ist gar nicht so schwer, wie man anfangs glaubt."

„Ach, zugetraut hätt' ich mir's immer," seufzte der junge Kaufmann, „nur das andre — das Nötigste — Sie verstehen mich schon." Er brach ab und wandte sich zu seinem Führer: „Haben Sie auf die Uhr gesehen, Giuseppe, wie lange wir zum Abstieg gebraucht haben? Es ist nur, wenn Herr Vultejus danach fragt."

„Zwei Stunden!"

„Zwei Stunden!" Der junge Mann sann nach: „Also erst über den Grat abwärts — zwei Kamine — über das lange, zweimal unterbrochene Band. Dann exponierte Kletterei über die rote Wand mit schlechten Griffen und nassen Stellen — dann —"

Das junge Mädchen lachte hell auf. „Dieser Herr Vultejus überhört Sie wohl nach jeder Tour," forschte sie, „ob Sie's auch brav gemacht haben?"

Der andre blieb ernst. „Ueberhören kann man wohl nicht sagen, denn er weiß ja selbst nichts von den Bergen — der Arme! Aber, wenn ich von einer Spitze zurückkomme, muß ich ihm alles berichten — so genau und anschaulich wie möglich."

„Sie müssen? Warum müssen Sie denn?"

Der junge Kaufmann warf einen Blick auf die beiden vor der Hütte schwatzenden Führer und rückte näher zu ihr heran. Sein fröhliches, gutmütiges Gesicht hatte einen seltsamen Ausdruck, halb von Verlegenheit, halb von dankbarer Freude. „Warum soll ich's denn nicht sagen?" meinte er, „es ist ja nichts Böses!"

„Was ist nichts Böses?"

Ihr Gegenüber zündete sich eine Cigarre an und zauderte ein Weilchen. „Schauen Sie, mein gnädiges Fräulein," sagte er endlich, „ich bin ein armer Teufel. Ich habe ja meine hübsche Stellung und Gehalt, aber da ist noch meine alte Mutter und unerzogenen Geschwister — kurz, ich bin schon froh, wenn ich am Sonntag ein bißchen ins Grüne hinausradeln kann. Und nun gar hatte ich mir eine Kleinigkeit gespart, daß es zu einer Fußtour in Tirol langte — wissen Sie, zu so einer ganz gemeinen Fußtour unten auf der staubigen Chaussee mit dem Wanderstecken in der Hand. Die ersten Tage hat's mich gefreut, aber dann — da standen ringsum die Berge — die ewigen Berge mit ihrem Schnee und all ihrer Pracht — und es hat mich da hinaufgezogen — ich kann Ihnen nicht sagen, wie! Alles hatte ich, was man dazu braucht — die Kraft und die Gesundheit und die innige Freude an der Natur, aber wenn ich dann mein Portemonnaie in der Hand wog — nein, da war nichts zu wollen. Der Führerlohn — der Proviant — das Schlafgeld in den Hütten — Sie wissen ja, was das alles kostet. Schließlich hatte ich eine wahre Wut auf die reichen Leute, die sich das alles leisten konnten und stumpfsinnig unten im Thal dahinfuhren. In der Verfassung saß ich vor vierzehn Tagen vor dem Gasthaus in dem Städtchen unten und dachte bei mir: ‚Geld ist doch das Beste, was der Mensch haben kann!' Dicht bei mir hantierte nämlich ein Diener mit einem Sessel, legte Decken darauf und stellte eine Fußbank davor. Und dann führte er mühsam seinen Herrn heraus, einen Mann, garnicht so sehr viel älter als ich, vielleicht Mitte Dreißig, aber bleich wie Wachs — krank — ganz lahm und siech. Da sah ich mir den an und dachte: ‚Du armer Millionär!' Und er hielt meinen Blick aus, und in dem seinigen las ich es ganz deutlich: ‚Du glücklicher, gesunder Mensch!' Gott weiß, wie es kam, aber nach wenigen Minuten waren wir im Gespräch, und er hatte so eine eigene Art, einem, ohne daß man es recht merkte, alles auszufragen. Kurzum, nach einer halben Stunde klag' ich ihm mein Leid und meine Sehnsucht nach den Bergen — und da —"

„Nun — und da?"

„Da sagt der Herr Vultejus, ganz ruhig und gleichgiltig, gerade, als ob sich das von selbst verstände: ‚Da wollen wir doch einander aushelfen! Ich vermag die besten Führer und was nur zu einer Hochtour gehört, zu bestreiten; aber meine Beine tragen mich nicht weiter als hundert, zweihundert Schritt! Sie dagegen sind stark und gesund. Also teilen wir uns in die Arbeit. Sie ersteigen die Berge, ich sorge für das übrige, und wenn Sie mir dann recht genau berichten, was Sie alles dort oben erlebt haben, dann wird mir's sein, als wäre ich selbst dabei gewesen.'"

„Ja, ist er denn verrückt?" rief die Bergsteigerin unwillkürlich aus. „Das heißt — verzeihen Sie —"

Der junge Mann sah sie ernst an: „So sollten Sie nicht sprechen, gnädiges Fräulein. Sie kennen den Herrn Vultejus nicht. Der ist etwas ganz für sich — glauben Sie, ich würde so etwas von einem Ixbeliebigen annehmen? Aber bei ihm kommt man garnicht auf den Gedanken, etwas zurückzuweisen!"

Sie stand auf und griff nach ihrer kleinen Eisaxt. „Sie wohnen wohl beide in der ‚Post'?" fragte sie.

„Ja freilich! Es ist ja das einzige Gasthaus."

„Ich steige auch dort ab! Mein Vater ist zu Wagen im Thal voraus. Ich folge ihm über den Hochpaß nach. Und nun, wenn's Ihnen recht ist, wollen wir gehn. Ich fürchte, die Sennhütte ist doch nicht ganz so unbewohnt, wie es den Anschein hat."

„Vorsicht ist immer besser!" lachte der junge Mann, einen Blick auf die zerwühlten, mit Lumpen bedeckten Strohlager im Hintergrund werfend, und sie stiegen über die hohe Holzschwelle.

Draußen stand einer der Geißbuben, ein winziger, wälscher Knirps und streckte mit weinerlichem Augenzwinkern sein Pfötchen um eine milde Gabe aus. Das ergatterte Zwanzighellerstück mit den braunen Fingern umkrampfend, wiederholte er mit heller Kinderstimme wohl zehnmal sein „Grazie!" während der kleine Trupp schon weit unter ihm den steilen, mit Felsbrocken, Wasserfurchen und schlüpfrigen Baumwurzeln überreich ausgestatteten Bergpfad hinabstieg.

Eine Weile schritten sie schweigend dahin, ein jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Die Touristin schaute dabei aufmerksam auf die Steine am Boden und schleuderte sie mit der Spitze ihres derben Bergschuhes rechts und links zur Seite. „Das heißt — gespannt bin ich eigentlich doch," sagte sie nach einer Weile, „diesen Herrn Vultejus kennen zu lernen."

In dem Grauen dieses Regenabends hätte das Alpenstädtchen ebensogut in der Wasserpolackei liegen können. In ein Nest von Nebelschwaden gebettet, träumte es schläfrig auf dem nassen, von angeschwollenen Wildbächen durchrauschten Grund; seine Dächer glitzerten, und ringsum hingen bis beinahe auf die Thalsohle hinab, alle Berge in ihren Schleierfalten verhüllend, die strömenden Wolken.

Wie zum Spott über dies Novemberbild führte das kleine Wirtshaus, von dem sie in die Tiefe hinabsahen, den Namen Belvedere. Eine bildhübsche, junge Italienerin brachte ihnen zwei Gläser Milch mit Kirschgeist und entfernte sich mit einem verstohlenen Blick auf den Touristen und mühsam unterdrückter Heiterkeit.

Und zugleich eröffnete Giuseppe seinem Herrn, vor dem Weitermarsch müsse doch wohl der dreieckige Riß zur Not geflickt werden, der als kleine Erinnerung an den steilsten der durchrutschten Kamine an der Rückseite seiner Gewandung klaffte.

Der junge Mann wurde dunkelrot, und seine Begleiterin lachte herzlich. „Lassen Sie den Schaden hier ausbessern!" sagte sie aufstehend, „ich gehe inzwischen voraus. Auf Wiedersehn!"

Im Grunde fühlte sie sich recht wohl, als sie wieder ungestört, nur den schweigsamen Rübezahl neben sich, durch

die dumpf rauschende Oede hinabwanderte. Dieser fröhliche, junge Philister mit der zerrissenen Hose war gewiß ein herzensguter Geselle — aber wer sucht sich Dutzendmenschen in den Bergen? Dort wollte sie überhaupt niemandem begegnen — oder wenn schon, dann müßte es etwas Großartiges, etwas Unfaßbares sein — eben das merkwürdige Ding, das man sein Leben hindurch mit Bestimmtheit als sein gutes Recht erwartet und das doch nie kommt. Nie! Die Ueberlegung sagte es ihr ja deutlich genug. Was sollte es auch sein? Und doch hofft und harrt man weiter und malt sich immer neue bunte Regenbogen in die farblos plätschernde Welt umher.

Sie war ernst geworden, und ihre grauen, treuen Augen schauten sehnsüchtig in die rasch völlig niedersinkende Nacht, als winke dort irgendwo ein unerreichbares Märchenschloß. Aber bald hellte sich ihr Gesicht wieder auf, und die lachende Lebenslust der Berge lief wie ein Sonnenstrahl verschönernd darüber hin. Sie hatte ihren Vater bemerkt, der mit dem Schwarm der andern Hotelgäste unter dem Glasdach vor dem Gasthof saß.

In seinen verschossenen Plaid gewickelt, die Beine fröstelnd etwas hochgezogen, die Cigarre schief im Munde, thronte der klapperige, alte Herr seelenvergnügt vor seinem Viertel „Spezial“ und begrüßte mit freundlichem Kopfnicken seine Tochter. „Spät kommt ihr, doch ihr kommt! Der weite Weg —“

„Und so weiter!“ Sie bot ihm die Hand. „Das citierst du jedesmal! Ich an deiner Stelle würde 'mal was Neues erfinden.“

Der Rat raffte den Plaid über den Schultern zusammen und sog emsig an seiner Virginia. „Natürlich — Neues,“ sagte er. „Die Jugend, die will immer was Neues.“

Sie schaute die Glasveranda entlang, auf der hell durch Windlichter beschienene Tische mit tiefdunklen Stellen abwechselten, an denen nur die Feuerpunkte der Cigarren und halblautes Gespräch von Leben zeigten, und schüttelte ihren gelben Waterproof, daß die Tropfen sprühten. „Jugend,“ meinte sie gleichmütig, „sag' lieber alte Jungfer! Na — dicht daran bin ich! Und es ist mir auch ganz egal! Und nun gehe ich, mich umziehen!“

Ihr Vater hielt sie zurück. „War's denn schön?“ forschte er.

Sie verneinte. „Viel zu leicht! Gar nichts Ordentliches zu klettern! Ich mag die Paßübergänge nicht mehr. Da hab' ich einen Herrn getroffen, der kam grade vom Hellenkofel herunter. Das ist doch was andres!“

„Bei dem Wetter?“

„Ja — ein ganz netter Mensch — und höchst merkwürdig — das heißt: an ihm ist nichts Merkwürdiges, aber an der Art, wie er seine Touren macht.“ Sie dämpfte ihre Stimme und beugte sich zu dem Sitzenden herab. „Er hat nämlich gar kein Geld dazu, und da stell' dir vor: da hat er einen ganz komischen Kauz getroffen, der ihm das alles zahlt! Alles, was er braucht, und der sich dann erzählen läßt, wie es gewesen ist!“

An dem völlig finstern Tisch zu ihrer Linken rückte ein Stuhl, als beuge sich jemand vor.

„Finden Sie das wirklich so komisch, mein Fräulein?“ fragte eine Stimme aus der Dunkelheit. „Ich versichere Sie, es macht mir viel Freude.“

Ihr Gesicht rötete sich rasch vor Verlegenheit. Sie blieb sprachlos stehen.

Der Unbekannte drehte sich in dem Sessel herum, etwas mühsam wie es schien, und nun tauchte sein Gesicht in dem Lichtkegel auf.

Ein wachsbleiches, kränkliches Gesicht mit großen, traurigen Augen und — in seltsamem Gegensatz dazu — einem heiteren, geradezu kindlich-geduldigen Zug um den von einem dunklen Schnurrbärtchen überschatteten Mund. Er schaute das junge Mädchen lächelnd an und schüttelte den Kopf.

„Freilich — eine solche Bergsteigerin!“ sagte er. „Sie begreifen es natürlich nicht, daß es auch bescheidenere Genüsse giebt.“

Sie sah ein, daß sie sich entschuldigen müsse. „Ich glaube, ich begreife vieles nicht,“ sagte sie ehrlich, „und kränken habe ich Sie schon garnicht wollen. Im Gegenteil — ich war ganz neugierig nach alledem, was er mir erzählt hat!“

Vultejus lachte leise, beinahe unhörbar in sich hinein. „Mich kennen zu lernen? Nun — da sitze ich und muß nur um Entschuldigung bitten, daß ich nicht aufsteh'; aber das nimmt bei mir leider allzuviel Zeit in Anspruch.“

Unwillkürlich trat sie einen Schritt näher.

„Ja, ich habe gehört!“ sprach sie gedämpft wie zu einem Kranken.

„Und weil ich hier sitze und nicht auf die Berge kann,“ fuhr der Gelähmte fort, „da denk' ich mir, was man nicht selbst leisten kann, muß man durch einen Dritten genießen. Glauben Sie mir, ich stände auch gern einmal auf solch einem Gipfel oben! Ich kann's nicht und muß mich bescheiden. Wenn aber dann mein Bergsteiger zurückkommt, mit seinem erhitzten Gesicht und seinem glücklichen Lachen, dann bringt er mir einen Hauch von dort oben mit, einen Hauch von Gesundheit und Lebenslust — und das ist's, was ich komischer Kauz mir gönne!“

Sie stand einen Augenblick unschlüssig. „Sind Sie noch hier unten, wenn ich zurückkomme?“ fragte sie endlich halblaut.

Er nickte leise. „Ich bin von seßhafter Art!“

„Also auf Wiedersehn!“ Sie lief in Hast und Verwirrung durch den Hausflur die Treppe hinauf, und der Zuruf ihres Vaters: „Du, Martha, ich werde dir etwas zu essen bestellen!“ verhallte ungehört im Klappern ihrer Bergschuhe.

(Fortsetzung folgt.)

Rudolf Stratz.

Nachdruck verboten.

Der Verfasser der in dieser Nummer beginnenden Erzählung „Zwischen den Herzen“ hat sich in ganz kurzer Zeit durch eine Reihe von Romanen und Bühnenwerken bekannt und populär gemacht. Seine erstaunlich scharfe Beobachtungskunst und seine glänzende Darstellungstechnik haben sich auf den verschiedensten Gebieten bewährt, und dank dieser Vielseitigkeit seines Talentes muß Rudolf Stratz zu den hervorragendsten modernen Dichtern Deutschlands gezählt werden, dessen wahrheitsgetreue Schilderungen des heutigen Lebens mit Recht wertvolle Kulturbilder unsrer Zeit genannt werden dürfen. Unübertrefflich sind seine flotten Zeichnungen und Porträts aus den Offiziers- und Sportskreisen, knapp, prägnant und fesselnd seine Skizzen aus der Bühnenwelt, anschaulich und packend alle seine Schilderungen aus dem Leben und Treiben der modernen großstädtischen Gesellschaft. Rudolf Stratz ist aus dem Soldatenstande hervorgegangen und hat durch fleißige und reiche Studien in der Aristokratie aller Länder seinen Blick gerade für die feinen Seelenregungen dieser bevorzugten Klassen geschärft. Sein köstlicher, frischer Humor, seine Gefühlswärme, die bei aller Realistik und Schärfe der Darstellung zum Ausdruck kommt, und der hohe, sittliche Ernst, mit dem er alle seine Stoffe behandelt, verleihen den Arbeiten des jungen Dichters einen ganz außerordentlichen Reiz. Die Lektüre seines erschütternden Militärromans „Dienst“, seiner novellistischen Skizzen „Belladonna“ und „Berliner Höllenfahrt“, seiner historischen Erzählung „Friede auf Erden“, seiner meisterhaften drei Großstadtromane „Unter den Linden“, „Die kleine Elten“ und „Arme Thea“ wird den Leser nicht nur für den Augenblick interessieren und fesseln, sondern ihn tief ergreifen und lange in seiner Erinnerung zurückbleiben.

Rudolf Stratz wurde am 6. Dezember 1864 zu Heidelberg geboren. Seine Erziehung leitete vornehmlich die Mutter, eine geborene Edle von Thomann aus Wien, welche die hohe Befähigung ihres Sohnes früh erkannte, mit liebevoller Hingebung und Sorgfalt sich seiner Ausbildung widmete und auch späterhin auf seine Entwicklung einen bestimmenden Einfluß ausübte. Sein Vater, früher Großkaufmann in Rußland und Ehrenbürger von Odessa, ließ sich im Jahre 1876 in Deutschland naturalisieren und nahm dann in Heidelberg dauernden Wohnsitz. Nach Beendigung des Gymnasiums studierte Stratz in Leipzig, Berlin und Göttingen Geschichte. 1883 trat er in die Armee, kam zuerst nach Potsdam als Fähnrich, dann nach Darmstadt als Offizier des hessischen Leibgarderegiments und quittierte 1887 den Dienst, um seine Geschichtsstudien in Heidelberg zu beenden. Nach längerem Aufenthalt in den verschiedensten Hauptstädten Europas war er kurze Zeit in Straßburg und Berlin journalistisch thätig und trat im Herbst 1891 mit seinem ersten Drama „Der blaue Brief“ hervor, der damals im „Deutschen Theater“ zu Berlin mit großem Erfolg gegeben wurde. In rascher Folge erschienen dann — sämtlich bei F. Fontane u. Co. in Berlin — die genannten Romane und Novellen, sowie die Schauspiele „Oberst von Branitz“ und „Drohnen“. Seine jüngsten beiden dramatischen Arbeiten „Jenseits der Liebe“ und „Der lange Preuße“ wurden vor kurzem an zwei Berliner Bühnen, dem Lessingtheater und dem Schauspielhause, aufgeführt G. D.

New-York.

Skizze von E. Vely.

Hierzu vier Illustrationen von Richard Rucktäschel.

Nachdruck verboten.

„Oh say, can you see by the dawn's early light?“ Diese Strophe aus dem Lied an das Sternenbanner Amerikas kam mir in den Sinn, als in dem Nebelgrau des frühen Morgens zuerst das Leuchtfeuer von Sandy-Hook auftauchte. Ich habe beim Annähern an eine fremde Küste, an einen neuen Weltteil nur zweimal die gleiche Erregung gefühlt: als ich die Küste von Palästina erblickte, und dann beim Erscheinen des ersten Landstreifens, der Amerika bedeutete.

Die Einfahrt nach New-York ist eine der großartigsten, die ich kenne — diese gewaltigen Buchten, umrahmt von Staten Island und Coney Island mit ihren Forts und Villen und Höhenzügen, dies Kommen und Gehen großer und kleiner Dampfer, dann mit einem Schlage das riesige Städtebild aus dem Wasser aufragend! Das Auge weiß gar nicht, wohin es sich zuerst wenden soll. Da schwingt die Statue der Freiheit grüßend die Fackel — ihre großartigen Dimensionen, die wir in Zahlen beweisen können, verschwinden hier in dem Riesenrahmen der Umgebung — hohe, mächtige Häusermassen, Kirchtürme, Kuppeln, die schlanke Brooklynbrücke, die über den Meeresarm East River führt! Eine wirklich „neue Welt“ ist's in des Wortes voller Bedeutung. Kommt man wie ich mit einem Riesendampfer der Hamburg-Amerika-Linie der Stadt auf der Manhattaninsel zugeschwommen, so ist der Eindruck noch stärker. Langsam wendet sich der fahrende Palast zwischen den kleinen Inseln und den vielen Fahrzeugen hindurch — wir können von Deck aus die Hauptbaulichkeiten New-Yorks unterscheiden, Brooklyns große Ausdehnung sehen und Jersey-City mit Hoboken. Drei Städte in drei verschiedenen Staaten!

Ums Jahr 1624 siedelten sich holländische Auswanderer auf der Manhattaninsel an und nannten ihre Niederlassung Neu-Amsterdam; 1664 nahmen diese die Engländer in Besitz und tauften sie nach dem Herzog von York „New-York“.

Im Jahr 1770, als der amerikanische Freiheitskrieg ausbrach, hatte die Stadt gegen 20 000 Einwohner; heute ist sie die „Empire-City“ der Neuen Welt und zählt mit Brooklyn und Jersey-City $3\frac{1}{2}$ Millionen. Sie ist ein Zusammenfluß aller Nationalitäten, worunter die Deutschen den Hauptanteil bilden — nur gegen ein Fünftel der Bevölkerung sind geborene Amerikaner. Sie sind stolz das zu sein, sie haben einen glühenden Patriotismus, den sie gern bei jeder Gelegenheit bekunden, und über ihren George Washington geht ihnen nichts. So wird kein kleines und kein großes Fest gefeiert, an dem man seiner nicht gedenkt. Viele Denkmäler, Plätze, von der Spitze der Battery an der Insel an bis zu Washingtons Hights am Harlemfluß, wo noch das kleine Haus steht, in dem er sein Hauptquartier aufschlug, halten die Erinnerung an ihn wach.

Nirgends herrscht beim Anlegen an die Piers — die der Hamburger und Bremer Linien sind in Hoboken — mehr Geräusch, mehr Unruhe, ein wirreres Treiben als in New-York. In den großen Bustomhäusern surrt und schnurrt und rollt und schreit es durcheinander, und man empfängt hier den ersten Eindruck, daß man in dem Lande ist, wo neben der Freiheit die Selbsthilfe ein Haupterfordernis ist. Wahrt man seine Füße, seine Ellbogen, den ganzen Menschen nicht, so kommt man nicht heil aus diesem Gewirr von Leuten, Geroll von Koffern und Kisten und Hin und Her von Gefährten. Wer in Hoboken landete, ist noch längst nicht in New-York — er muß über den Hudson, North River, hier mittelst der Ferry. Diese Boote unterhalten ununterbrochen den Verkehr von einem Ufer nach dem andern, sie befördern Menschen, Gefährte, Waren und legen drüben an, wo die Piers der andern großen Linien zwischen den Ferryplätzen sind. Dann ist New-York da mit seinen quadratischen Häuservierteln, seinen an der äußersten Spitze schief und krumm laufenden alten Straßen, seinen gewaltigen Bauten, vor denen wir staunend stehen, seinen imponierenden Verkehrsmitteln: der Elevatoreisenbahn, die in geraden Linien viermal die Stadt der Länge nach durchschneidet und deren Fahrpreis nur 5 Cents beträgt, der Undergroundbahn, den Cable-Cars und den Pferdebahnen. Der Droschkenverkehr ist gering, die kleinste Fahrt nicht unter einem Dollar zu machen; die Millionäre haben ihre Equipagen, die andern Leute benützen die „Elevated“ und die übrigen Fahrgelegenheiten.

Es ist leicht, in New-York sich zu orientieren; grade was uns zuerst schwer dünkt, das Auffinden der numerierten Straßen, der Blocks, der einzelnen Häuser, das erweist sich in der Praxis als sehr schnell faßbar. Den Mittelpunkt der älteren Stadt bildet die City-Hall, das große Stadthaus, das die Abteilungen der städtischen Behörden umschließt, ein imposanter Bau; die Rückseite architektonisch zu schmücken hielt man 1812, als es entstand, nicht für nötig. Man glaubte damals nicht an eine Vergrößerung nach jener Seite. Nicht weit davon ist der „Printing House Square“, der Platz, wo die Zeitungshäuser stehen. „World“, „Sun“, „Tribune“, „Times“ sind hier stolz angesiedelt. Auch das weltberühmte Restaurant Delmonico, das Astorhotel, das in Marmor ausgeführte Warenlager Stewarts sind in der Umgebung des City Park zu finden. Man weiß überall in Europa, daß der Broadway, einst die breiteste Straße von New-York, heute noch immer die wichtigste Geschäftsader der Stadt ist; das Leben und Treiben daselbst ist sinnverwirrend, die Leute scheinen in einer ewigen Hetzjagd zu sein. Daß die Höhe der einzelnen Geschäftshäuser bis auf zwanzig Stockwerke steigt, die man mittelst Elevator erreicht, ist ebenso bekannt; sie wirken aber garnicht so kolossal, wie man zu denken geneigt ist, weil man im Hinaufsehen das Maß verliert. Schöne und viele Kirchen, große und kleine, hat die Stadt; sie wechseln mit manchen prachtvollen Bauten, welche die Privatwohlthätigkeit errichtete, ab; auch deren Dimensionen sind der europäischen Mildthätigkeit weit über. Die großen Geschäftshäuser sind prachtvoll eingerichtet, mit Marmor und Goldverzierung wird eine Verschwendung getrieben.

Die vornehmste Gegend, in welcher die reichsten Leute der Stadt ihre „Residences“ haben — Wohnhäuser ist kein Ausdruck für diese prächtigen Villen: Millionäre residieren dort wie Fürsten bei uns — ist die Fifth Avenue und die Gegend am Centralpark, wo die Fifth Avenue ausläuft. Da sind die Häuser der Vanderbildts, der Sloams u. s. w., die prachtvollen Klubgebäude, die großartigen Hotels, wie „Waldorf“, „Netherland“, „Savry“, welche den raffiniertesten Komfort haben und Preise, die nur Dollarmillionäre bezahlen können. Das amerikanische vornehme Haus ist, wofern es nicht zu den „Residences“ zählt, schmal in der Front und dehnt sich gewaltig in die Tiefe aus. Von dem Stil des Lebens in dem Hause, der Behaglichkeit, der Geräuschlosigkeit des Apparats der Wirtschaft haben wir bei uns keinen Begriff.

Die Mietshäuser in New-York, in denen man Etagen haben kann, besitzen verschiedene Grade und Bezeichnungen. Da ist das Apartmenthouse, wo der Mietspreis 10 000 Dollars betragen kann, da sind die „Flats“ und endlich ganz billige Heimstätten, die aber mit dem, was sie an Heizung, Küchen- und Waschbequemlichkeit bieten, unsern Einrichtungen weit voranstehn. Der Centralpark, diese riesengroße Anlage in der Mitte der Insel, in einer Ausdehnung, wie sie unsre Parks nirgends besitzen, hat von der Natur künstlich gebildete Höhen und Thäler, Seen, Wiesen, schattenreiche Wege und große Alleen und ist der fashionable Spazierfahrtort für die elegante Welt, wie der Erholungsplatz für den Arbeiter und die Kinder der Stadt. Riesige Bauten, wie das Hotel Majestic, eines der größten von New-York, befinden sich am Centralpark. Ein andrer schöner Platz zum Fahren und Gehen ist der Riverside-Drive mit seiner prächtigen Aussicht auf den Hudson.

Sind die Wohlthätigkeitsanstalten von großer Bedeutung und praktischer Einrichtung, so sind die Kunstsammlungen, ob-

Im Mittelpunkt von New-York: Ecke des Broadway und der Fifth Avenue.

wohl erst im Werden und Wachsen begriffen, auch nicht zu unterschätzen. Das „Metropolitan Museum of Art“ birgt schon manchen Schatz, eine Sammlung wie die Cesnolasche von cyprischen Altertümern hat kein andres Museum aufzuweisen, und von der modernen Malerei ist manch erster Name daselbst vertreten. Das Metropolitan-Museum liegt im Centralpark, und vor ihm steht ein Obelisk aus Heliopolis, den Vanderbilt der Stadt geschenkt hat.

Im Lande der Freiheit, wie sich Amerika ja immer besonders gern betont, ist die Religion und das Sektenwesen jedermanns eigene Sache, und doch habe ich das Gefühl gehabt, als wäre sehr viel „Mode“ dabei. Bald ist dieser „Ism“ und bald jener „stylish“, bald ist es fein, in diese Kirche zu gehn, bald in eine andre. Sind sehr viel reiche Leute einer Richtung in einem Stadtviertel, in einer Straßengegend, so bauen sie gemeinsam eine Kirche, besolden ihren Pfarrer und treffen sich daselbst wie im Theater und Konzert. Ziehen die Interessenten an der Sache fort, so wird die Kirche vermietet, zu anderm Zweck benutzt oder verkauft und abgebrochen, um einem profanen Gebäude Platz zu machen. „To let“ ist an mehr als einer hübschen Kirche im vornehmen Westen und Osten zu lesen. Wir bauen die Gotteshäuser für Jahrhunderte, der Amerikaner errichtet sie für das augenblickliche Bedürfnis. Die Sonntagsruhe wird äußerlich fast strenger als in England gehalten; die Kinder dürfen kein Märchenbuch zur Hand nehmen, nur erbauliche Geschichten, sie dürfen nicht spielen. Zum Spieltag ist der Sonnabend allgemein gemacht, da fällt der Schulunterricht aus — wenigstens, soviel ich weiß, in den Pensionaten und den Familien. Mit „sacred music“ künden sich die Theater an, sie geben aber die modernen Opern ohne Dekoration, der Vorhang fällt nicht, die Künstler tragen, wo sonst historische Kostüme nötig, moderne Toiletten. Mit dem „sacred“ ist der Anforderung der Sonntagsheiligung Genüge geschehen, es könnte eine Offenbachsche Operette heruntergesungen werden — eine sehr wunderliche Art, die unsern deutschen Anschauungen und Empfindungen wenig entspricht.

New-York ist die Stadt, wo die Jagd nach dem Dollar wohl am eifrigsten betrieben wird, aber auch die, in der man ihn am leichtesten wieder ausgiebt. Die einen auf geschmackvolle Weise, die andern weniger stilvoll — die Gelegenheit, ihn wieder los zu werden, bietet sich aber immer. Solche großartigen Geschäftshäuser, wie Tiffany und Gorham, in Silber, Gold und Juwelen giebt es in Europa nicht — die „finery“, der Putz, kommt aus Paris, und daß ihn die Amerikanerin liebt und zwar in nicht selten auffallender Weise, das bekundet sie überall deutlich. Die Toilettenfrage ist neben der Bildungsfrage tonangebend. Die Amerikanerin lernt fleißig, sie besucht das College und macht ein Examen. Das, was jene unter College verstehen, ist aber nicht viel mehr als die höhere Töchterschule bei uns, nur daß die klassischen Sprachen mit auf dem Lehrplan stehen. Die Frau drüben ist überhaupt fast immer gebildeter als der Mann; sie hat Zeit, sich mit Bildungsfragen zu beschäftigen, während der Mann dem Erwerb nachkommt. Sie thront und herrscht zu Hause, und der Gatte, der Bruder, der Sohn sehen voll Anbetung zu ihr empor. Die Höflichkeit gegen die Lady übt auch der gewöhnlichste Arbeiter; in der Eisenbahn macht er ihr Platz; er hilft ihr, wo sich eine Gelegenheit bietet, er begegnet ihr mit Respekt. Freilich will der Amerikaner sich die Behaglichkeit im „smoking-room“ nicht stören lassen und duldet die Frau dort nicht. Es giebt auch einige Restaurants, in denen Damen keinen Zutritt finden; man will unter sich sein, man will während der Essenszeit nicht durch Höflichkeitsanforderungen bedrängt sein. Würde eine Dame dort eintreten, so empfinge sie ein gemeinsames Händeklatschen, das sie hinausweist.

Alles ist durchheizt, überheizt, könnte man eher sagen; tritt man von der Straße ein, schlägt einem warme Luft entgegen: im Geschäftsbau, in der Eisenbahn, im Privathause, in der Kirche, oft eine Temperatur von zwanzig Grad. Die Damen und die Kinder sind deshalb im Hause sehr leicht gekleidet; ich habe von allen Deutschen, die nach New-York kommen, zuerst die Klage über die Ueberheizung der Räume gehört.

Wohl ist das Leben drüben interessant, weit mehr, als wir es denken. Die Begriffe, die wir davon zu haben glauben, sind absolut nicht richtig. Es ist sehr lehrreich, den Einzelnen und das ganze Volk an der Arbeit zu sehen, die fortwährend in Wachsen und Werden begriffen ist in diesem Lande, dessen Flagge rot-weiß-blau die Sterne der Hoffnung trägt:

„Tis the star-spangled banner, o long may it wave,
O'er the land of the free and the home of the brave.“

Kinder.

Erzählung von Gabriele Reuter.

Nachdruck verboten.

Gertie war zwölf Jahr alt und „liebte“ zum erstenmal. Das heißt — wenn sie es recht überlegte — war es eigentlich das erstemal? Vergangenen Sommer, auf der Vogelwiese, im Cirkus der eine Reiter — der, während er wie toll im Kreise herumjagte, seinen Jockeyanzug von sich warf und als Matrose erschien, zuletzt sogar als Indianer! Auf ungesatteltem Pferde — was das heißen wollte!

Und wenn er an Gertie vorübersauste, die vor Vergnügen hoch von ihrem Stuhl in die Höhe hüpfte, riß er immer die Kopfbedeckung, die er grade trug, von seinen wunderschönen, schwarzen Locken, schwenkte sie grüßend und stieß einen hellen Juchzer aus. Heinz behauptete zwar, sie hätte sich das nur eingebildet — der dumme Heinz wußte es auch gerade!

Aber damals war es ja nur Spaß gewesen; denn Papa würde Gertie wohl niemals erlaubt haben, daß sie den Reiter mit den vielen Kleidern heiratete. Jetzt war es schon eine ganz andre, ernsthafte Geschichte.

Zwar trug Fritz nur eine graue Joppe und besaß keine schwarzen Locken, sondern einen rattenkahl geschorenen Kopf. Und sehr große Ohren hatte er — leider — sie standen sogar ein bißchen ab. Gertie hatte sie erst komisch gefunden — aber schließlich, wenn man größer wird, giebt man nicht mehr so viel auf Aeußerlichkeiten. Er konnte auch mit den Ohren wackeln, und das war doch wieder sehr fein.

Es war zu nett von Papa, daß er Fräulein Wächter erlaubt hatte, ihren Neffen Fritz für die Sommerferien einzuladen. Sie schwärmten alle für ihn — Heinz und die kleine Erna auch. Er hatte so etwas Großstädtisches an sich. Und dann schrieb er auch immer die besten Extemporalien — wenigstens erzählte er es. Und Verse konnte er machen, die sich manchmal sogar ordentlich reimten.

Sie wären alle so gern mit ihm verwandt gewesen. Auf einem Spaziergang in den Wald überlegten sie miteinander, ob sie nicht irgendwo in der Familie einen Onkel entdecken könnten, der ein Vetter von Fritzens Tante gewesen wäre. Aber sie fanden keinen. Da machte Gertie einfach den Vorschlag, sie könne ja Fritz heiraten, dann wären sie gleich verwandt. Fritz war einverstanden. Heinz und Erna lachten und sagten, das sollten sie nur thun.

Später kletterte Fritz zum Bach herunter, machte sich die Stiefel sehr naß, pflückte Vergißmeinnicht und überreichte sie Gertie — wie ein richtiger Herr.

Und beim Abendessen, als sie unter den hohen Buchenkronen lagerten, müde und glücklich vom Springen und Laufen und Schreien im Sonnenschein, zeigte es sich, daß Fräulein Wächter zu wenig Biergläser mitgenommen hatte. Da rief Fritz so laut, daß alle es hören konnten: „Ich brauche kein Glas, ich trinke mit meiner Braut aus einem Glase!“ Gertie quiekte und kicherte vor Vergnügen. Sie war also wirklich und wahrhaftig seine Braut! Ach entzückend! Ach, wonnig! Der liebe, süße Junge!

Die Statue der Freiheit im Hafen von New-York.

Ob sie sich wohl küßten? Die Frage beunruhigte Heinz ganz außerordentlich. Sie thaten es sicher, die Racker — sie wurden ja so rot, wenn man Witze darüber machte. Aber wo und wann? Heinz entwarf die schönsten Schlachtpläne, um das Pärchen zu überraschen. Auf Strümpfen schlich er durchs Haus und erschreckte Fräulein Wächter und die Köchin fast zu Tode, wenn er plötzlich lautlos und immer unerwartet aus dunklen Ecken hervorsprang. Zuletzt versuchte er sogar, die kleine Erna auszuforschen. Aber Erna lachte nur, als sei sie närrisch geworden.

Dann stand Heinz, den Mund ein wenig offen, den Blick der hellen Augen ins Leere gerichtet, wie geistesabwesend da und grübelte und sann über die Liebe, die so interessant und so geheimnisvoll war.

Abends, nachdem Fräulein die Lampe ausgelöscht und die Mädchen in ihrer Schlafkammer allein gelassen hatte, erfuhr die kleine Erna alles. Aber sie mußte die Finger in die Höhe heben und bei Gott schwören, sie wolle Heinz nichts sagen. Und sie verriet auch nichts; denn sie war schrecklich neugierig und hörte zu gern auf alles, was Gertie mit leiser Stimme aus ihrem weißen Kopfkissen heraus erzählte.

„Du, Erna — schläfst du schon? Heut hat er mich viermal geküßt — aber er muß jedesmal vorher mit den Ohren wackeln, sonst geb' ich ihm keinen! Einmal war's in der Speisekammer — Fräulein kam grade herein — ach, ich war so erschrocken! Er faßte gleich in die Tüte mit den gebacknen Pflaumen — er wollte so thun, als hätte er genascht, der himmlische Junge!"

Erna kicherte. Gertie lag ein Weilchen still und dachte, wie süß die Küsse gewesen: wie wenn man ein Crêmeschnittchen auf ein Stück Apfelkuchen legt und beides miteinander verspeist.

„Es ist nur gut, daß Fritz noch keinen Bart hat," begann Erna.

„Ach, ich wollte, er hätte schon einen," flüsterte Gertie.

„Ja — aber" meinte Erna, „Fräulein sagt doch immer, wenn kleine Mädchen einen küssen, bekommen sie 'nen Bart. Denk' mal Gertie, wenn du ... ach wie komisch — Gertie mit'n Schnurrbart — Gertie mit'n Schnurrbart!"

Das Kichern ließ sich jetzt durch die über die Köpfe gezogenen Bettdecken nicht mehr ersticken. Es drang bis ins Nebenzimmer, wo die Jungen ihre Ferienarbeiten machten. Man hörte Fritzens dünne Stimme: „Was haben sie nur?"

„Worüber lacht ihr denn?" schrie Heinz.

Die kleinen Mädchen starben beinahe.

„Wenn er's gehört hätte! Hihihi — hi — hi — hi! Nein, wie schrecklich! Er wird doch nicht?"

„Ich sag's ihm, ich sag's ihm," neckte Erna.

Gertie fuhr wie ein Wirbelwind aus ihrem Bett und über die Schwester her. „Pfui, Erna! Das thust du nicht! Pfui, schäme dich."

„Schenk' mir deinen Badeengel!" kam's noch ganz atemlos aus der erstickten Kehle der Kleinen. Gertie versprach alles. Erna hatte schon ein blaues Seidenläppchen zu einer Puppenschürze und einen Ball auf diese Weise an sich gebracht. Sie wollte doch auch etwas Vergnügen aus der Situation ziehen. Gertie legte jetzt nicht mehr so viel Wert auf ihr Spielzeug. Wenn man Braut ist, bietet das Leben so viel andre Interessen.

Nebenan verglichen Fritz und Heinz ihre griechischen Aufgaben.

„Weißt du, ich finde unser Gymnasium so entsetz—lich langweilig — besonders die Lehrer!" sagte Heinz mit einem tiefen Seufzer.

„Ja — man muß aber das Abiturium machen," sagte Fritz und blickte in sein Vokabelheft.

„Wie es nur einmal sein wird, wenn ich auch liebe!" sagte Heinz und träumte ins Unbestimmte.

Aus vergangenen Kindertagen tauchte eine Erinnerung in ihm auf. Tief in der Nacht war es gewesen, als er von einem Lichtschein erwachte. Mama kam vom Ball und beugte sich über ihn. In ihrem dunklen Haar funkelten Brillanten, an ihrem weißen, schlanken Halse, an ihren zarten Armen trug sie goldnen Schmuck, ein köstlicher Duft ging von ihr aus, und die lichtblaue Schleppe rauschte und rieselte, sobald sie sich bewegte. Er hatte entzückt die Arme um ihren Hals geschlungen und schlaftrunken gemurmelt: „Ach Mama, wie schön bist du!"

Mama lag nun schon viele Jahre in ihrem umgitterten Grabe auf dem Friedhof. Doch wenn Heinz an ihre Erscheinung in jener Nacht zurückdachte, schlich eine Sehnsucht nach etwas unaussprechlich Schönem, Süßem durch sein Herz. Seine Frau mußte auch Brillanten in ihrem Haar tragen und lichte Seide, die geheimnisvoll rieselte und rauschte!

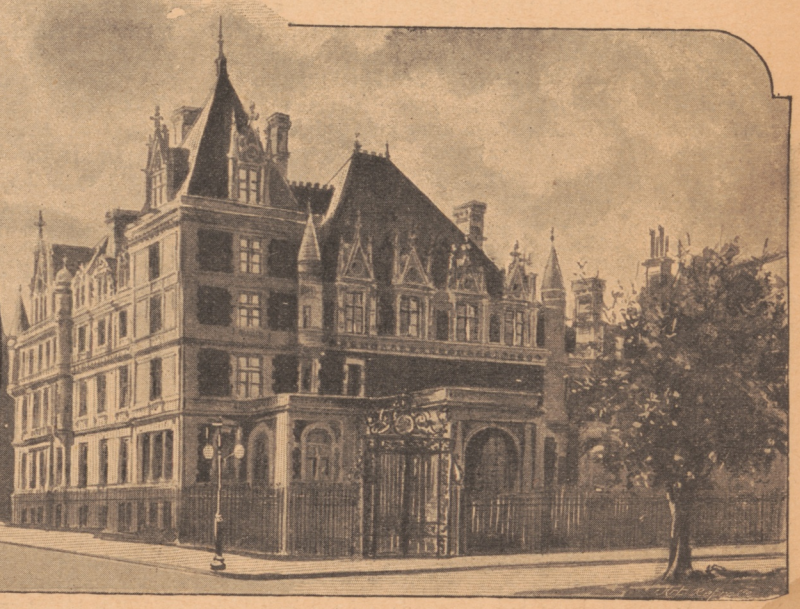
Vom frühen Morgen bis zum späten Abend sollte sie so wunderschön gekleidet gehen! Und sie mußte aussehen wie Mama!

Fritz lächelte mit einem altklugen Zug auf dem blassen, scharfen Knabengesicht. Er bedachte, während er seine Arbeit niederschrieb, daß die Ecke zwischen dem Büffett und der

Hängebrücke zwischen Brooklyn und New-York.

1.

2.



3.

New-Yorker Bauten.
1. Delmonicos Restaurant.
2. Hotel Majestic am Centralpark.
3. Villa Cornelius Vanderbilt.

Portière ein ganz guter Platz wäre, um Gertie einen Kuß zu geben, auf ihre sonnverbrannte, kleine, runde Wange — für morgen. Aber er bemerkte dabei einen Fehler in seinem Heft und verbesserte ihn.

* * *

Fritz sollte zu Weihnachten wieder kommen. Gertie hatte einen Brief von ihrem jungen Freunde erhalten. Er war mit einem Vergißmeinnicht geziert und begann: „Du Maid meines Herzens“ — dann folgten drei Ausrufungszeichen.

Das war wie in einem Märchen. Gertie konnte ihr Glück unmöglich für sich behalten. „Du Maid meines Herzens!“ Sie zeigte Erna ein Stückchen von der Ueberschrift und dann auch Heinz. Nur das „du“ und das große „M“. Aber dann waren die beiden zu neugierig, und das Fingerchen rückte immer weiter, bis sie das Ganze lesen konnten.

Weiter rechnete Fritz ihr vor: „Jetzt bin ich in Obertertia, zwei Jahr Sekunda, zwei Jahr Prima, drei Jahr Studieren, dann bekomme ich eine Stelle als Lehrer am Gymnasium. Und dann heiraten wir uns. Ich werde übrigens Direktor. Ja — das habe ich mir fest vorgenommen, und was ich mir vorgenommen habe, das führe ich auch aus.“

War er nicht ein wundervoller Junge?

Heinz konnte sich nicht im entferntesten mit ihm messen. Philosophisch bemerkte er zu Fräulein Wächter: „Es giebt eben Menschen, die Sinn fürs Griechische haben, und andre, die keinen haben.“ Daß die Menschen ohne Sinn fürs Griechische eine minderwertige Klasse bilden — davon war er trübselig überzeugt. Er freute sich nicht auf das Fest, nicht auf den Besuch von Fritz. Er fürchtete sich vor der schlechten Zensur, die er sicher bekommen mußte. Und Fritz würde ihn höhnen und Gertie viel lieber haben als ihn, das würde ihm weh thun, und er fürchtete den Schmerz.

Er konnte über sich selbst fast verzweifeln. Oft betete er zum lieben Gott um Hilfe, und dabei mußte er denken: Wenn Gott so außerordentliche Freude an fleißigen Schülern hatte, so war's doch unbegreiflich, daß der Allmächtige sich die Freude nicht verschaffte und ihm den Fleiß endlich schenkte, ohne daß er sich selbst besonders anzustrengen brauchte. Alle Augenblicke machte er Beobachtungen, die im Widerspruch mit dem standen, was ihm eben in der Schule, von seinem Vater oder von Fräulein Wächter — den drei Gewalten, die sein Leben beherrschten — gepredigt worden war. Und diese erhabenen Gewalten bemerkten den Widerspruch nicht, der doch ihm, dem zurückgebliebenen Tertianer, auffiel. Waren sie also — er wagte es kaum zu denken — waren sie dumm? Oder hatten sie ihre besonderen Gründe, ihn nicht beachten zu wollen? So saß er stundenlang träumend bei den Büchern, mit den toten Regeln und Wortformen, die ihm kein Rätsel lösten, die er haßte, weil sie sich wie ein hohes, kunstvolles Gitter, das er nicht zu erklimmen vermochte, vor seinem Geist erhoben und ihm die Welt verschlossen. Die Thränen tropften auf sein Heft, und er wischte sie eilig fort. So ein großer Junge und noch zu weinen — pfui, wie erbärmlich!

* * *

Die Kinder machten einen Winterspaziergang in den Wald. Es schneite zum erstenmal in diesem Jahr, und doch stand das Weihnachtsfest vor der Thür. Große, weiche Flocken sanken ganz ruhig in gleichförmigem Fluge auf die Erde nieder, hingen als weiße Federblüten in den hohen, dürren Herbstgräsern und hefteten sich an die Baumstämme, wo man die feinen Formen ihrer Krystallsterne auf dem grünen Rindenmoos flimmern sah. Dann kam eine Hast in das Schweben, eine Unruhe, als würden die Flocken heftig aus dem grauen Wolkenbett verjagt; immer eiliger flatterten und taumelten sie durcheinander, bis sie in tollem Wirbel alle Gegenstände einhüllten.

Heinz blickte entzückt sein Schwesterchen an. Wie ihre Augen und ihre kleinen, runden Bäckchen leuchteten unter dem weißen Flaum, der ihr Sammetkäppchen, ihre Schultern und ihren Muff bedeckte! Welch' ein reizender Schmuck das war! Sie stand wie eine kleine Winterkönigin unter den beschneiten Tannen. Konnte man sich etwas Hübscheres vorstellen? Und der Wald, der kahl, grau und langweilig öde dalag, als die Kinder auszogen, hatte binnen einer Stunde ein völlig andres, geheimnisvoll prächtiges und doch trauliches Ansehen bekommen durch das schimmernde Weiß, das einen so kräftigen Gegensatz zu dem Grün der Fichten und dem dunklen Baumgeäst bildete.

Heinz schwelgte in dem Vergnügen an dieser jähen Verwandlung der Dinge ringsumher. Ohne sich darüber klar zu sein, litt der vierzehnjährige Knabe fortwährend unter dem Mangel an Schönheit in seinem Leben. Und er wußte — es war einmal anders gewesen. Er konnte verdrießlich gegen Fräulein Wächter sein und launenhaft und kindisch boshaft, weil sie die Manie hatte, über die Möbel bunte Schutzdeckchen zu breiten und alles ein wenig anders zu rücken, bis die künstlerische Harmonie in den Zimmern seines Elternhauses gestört war. Er empfand, wie sie allmählich den Geist seiner Mutter, der unsichtbar noch in den Räumen schwebte, durch ihren eigenen Geist verdrängte und allem den Stempel einer praktischen Trivialität aufdrückte. Und dann litt er wieder unter den Gefühlen, die ihn weit von den Knaben seines Alters schieden, die er gar niemand hätte mitteilen können. Er fand sich so albern und verrückt; doch war er heimlich stolz auf sich selbst und seine wunderlichen Träume.

Er träumte, daß seine Mutter in den grauen Wolken lag und mit ihren weißen Händen die Schneeflocken herabwarf — immer mehr — immer mehr, um ihm die häßliche Erde zu verhüllen. Und endlich löste sie sich in seinen Empfindungen ganz zu Schneeflocken auf und schwebte lustig und feierlich im Reigentanz durch die Luft zu ihm nieder.

„Junge, starre nicht so,“ schrie Fräulein Wächter, „mir wird ganz übel, wenn ich deinen dummen Ausdruck sehe!“

Da schlug seine Stimmung plötzlich um, er griff eine Hand voll Schnee, ballte sie und warf sie Gertie in den Nacken. Dann balgten sie sich gehörig, lachten und kreischten.

„Juchhe — in drei Tagen kommt Fritz!“ jubelte Gertie und machte einen Luftsprung.

Aber während der drei Tage und alle Nächte hindurch schneite es unaufhörlich. In den Straßen der Stadt ging man in ausgeschaufelten Hohlwegen zwischen weißen, kalten Wänden. Kein Mensch erinnerte sich, einen so ungeheuern Schneefall erlebt zu haben. Fortwährend liefen Nachrichten über Eisenbahnunfälle ein, die Beförderung der Briefpost war unterbrochen. Es herrschte eine große Aufregung in der Stadt; denn viele Leute wollten noch verreisen, unzählige Kinder befanden sich auf dem Weg zum Elternhaus.

„Wenn nur Fritz verständig in seiner Pension geblieben ist,“ sagte Fräulein Wächter. Gertie sah sie bestürzt an. Umsonst sollte sie auf ihrem Wandkalender jeden verflossenen Tag mit einem dicken Strich ausgelöscht haben? Vor Enttäuschung weinte sie heiße Thränen in ihr kleines, blaugerändertes, tintenfleckiges Tüchlein.

Früh — im Dämmergrau des eisigen Wintermorgens klingelte es an der Hausthür. Die Köchin sah eine klappernde, halb erstarrte Knabengestalt auf der Schwelle stehen.

„Fritz ist da! Fritz ist da!“

Mit lautem Freudengeschrei wurde der mutige Reisende von den Kindern empfangen. Gertie flog ihm vor aller Welt jauchzend an den Hals. Sie schauderte erschrocken zurück, eine große Kälte ging von ihm aus, und er blickte sie müde und gleichgiltig an.

„Der — der Zug war im Schnee stecken geblieben,“ berichtete Fritz verdrossen. Aber immer war man mit zwei Lokomotiven doch zuletzt wieder ein Stück weiter gekommen. Endlich, mitten in der Nacht, zwischen Höhenzügen — da ging's nicht länger. Man mußte dort den Tag erwarten. Aber sie waren alle schon halb erfroren; denn die Heizung versagte. Ein Trupp Reisender hatte sich den Beamten angeschlossen, welche Hilfe holen wollten und sich aufmachten, die nächste Station zu Fuß zu erreichen. Mit ihnen Fritz. Vier Stunden waren sie über die Felder gewandert, oft bis an die Knie im Schnee versunken.

„Das hättest du nicht gethan, Heinz — du Hasenfuß!“ rief Gertie außer sich vor Bewunderung und strahlte ihren Fritz mit leuchtenden Augen an.

„Ich hatte es mir doch einmal vorgenommen,“ sagte Fritz. „Was man sich vorgenommen hat, muß man auch ausführen!“ Er sprach das gleichsam mechanisch, ein Zittern flog durch seine Glieder, die Zähne schlugen ihm leise klirrend gegeneinander.

Zwei Stunden darauf lauschte Heinz an der Thür zu seiner Schlafkammer, wo Fritz, nachdem er heißen Kaffee bekommen hatte, in ein durchwärmtes Bett gesteckt worden war. Heinz vernahm mit Erstaunen ein leises Sprechen dort drinnen. Er öffnete vorsichtig die Thür.

Fritz saß aufrecht in den Kissen, sein Gesicht glühte dunkelrot, seine Augen standen weit offen. Mit den Händen fuhr er unruhig auf der Decke umher, eifrig und hastig sprach er griechische Worte vor sich hin — mit einer sonderbar fremden Stimme. Dazwischen murmelte er: „Ich habe es mir vorgenommen — vorgenommen — vorgenommen ...“

„Fritz!“ rief Heinz ihn erschrocken an. Er erhielt keine Antwort und stürzte davon, um Fräulein Wächter zu holen.

* * *

Man hatte einen Schwerkranken im Haus.

Ungeschmückt stand der Tannenbaum im Saal. Fräulein Wächter wich nicht von dem Lager ihres Neffen, und keines der Kinder durfte zu ihm. Nur Papa ging mit ernstem, traurigem Gesicht in die Krankenstube. Und der Arzt erschien zweimal täglich.

Die Nacht kam — die dritte Nacht, in der Fräulein Wächter bei Fritz blieb. Gertie saß in ihrem langen Nachtröckchen mit dem wirren, braunen Zopf auf ihrem Bett und lauschte ängstlich. Sie hörte, wie Papa die Hausthür aufschloß, sie vernahm seine eiligen Schritte, die sich auf der Straße entfernten. Er holte den Doktor.

O — der schauerliche Ton, der nun schon seit vielen Stunden durch alle Räume der Wohnung drang, wo sie ihr friedliches Kinderdasein gelebt hatte — ein Wimmern und Winseln, wie die Klagelaute eines leidenden Tieres. Ab und zu steigerte es sich zu einem lauten, hilfeflehenden Aechzen, um dann wieder leiser zu werden und wieder anzuschwellen.

Vorsichtige Tritte näherten sich — ein Licht in der Hand kam Heinz zu seiner Schwester. Er sah bleich und ganz verstört aus.

„Gertie,“ murmelte er, „darf ich hier bei euch bleiben? Mir ist so bange allein. Hörst du, Gertie? — Hörst du?“

Sie nickte nur statt der Antwort.

„Wir hatten uns so über den Schnee gefreut,“ flüsterte sie nach einer Weile, als klage sie sich einer Schuld an.

Heinz starrte vor sich nieder.

Die zarten Schneeflocken — etwas so Lustiges, Reizendes waren die Ursache zu diesem Jammer geworden. Wie seltsam — wie unbegreiflich!

„Heinz,“ flüsterte Gertie, von Schluchzen fast erstickt, „glaubst du, daß — daß Fritz sterben muß?“

Heinz blickte sie schweigend an; auf seinem blonden, rosigen, noch so kindlichen Gesicht lagen Furcht und Erstaunen vor dem großen Geheimnis, das langsam und leise durch das Haus schlich — langsam und leise einen aus ihrer Mitte hinwegnahm.

Wohin?

Gertie träumte mit einer unbestimmten Traurigkeit von allem, was sie in ihrem Leben schon verloren hatte — ihre liebe Mama war gestorben, und sie konnte sich kaum noch auf sie besinnen. An ihre Stelle war Fräulein Wächter gekommen. Und die Großmama war gestorben — und jetzt würde Fritz sterben — alles, was man lieb hatte, mußte man verlieren. Papa würde sterben — und Heinz — und Erna. Sie würde allein übrig bleiben — ganz allein auf der weiten Welt. Sie sah sich in einem schwarzen Kleidchen, mit einem blassen Gesicht und offnen Haaren auf der Straße stehen und um ein Stückchen Brot betteln. Aber die fremden Menschen gingen kalt an ihr vorüber.

Und ihre Thränen flossen, ihre Brust hob sich unter einem mitleidigen, kindlichen Schluchzen.

Heinz grübelte, von wem die Macht ausging, die so grausam und so blind war — so ungerecht ... Ein schweres Leiden peinigte ihn, wenn er daran dachte, wie tüchtig Fritz alles erfaßte und grade immer das that, was im Augenblick notwendig war — während er selbst, beunruhigt und doch lässig, in seine Zukunft wie in ein dunkles Wirrsal hinausblickte — im voraus überzeugt, daß er nicht die Kraft haben würde, sich in der Welt eine gute Stellung zu erobern. Und dumpf gespannt wartete er, wie das Schicksal entscheiden würde. Er hatte eine unklare Empfindung, als müsse selbst der Tod Respekt vor einem Menschen zeigen, der so viel Sinn fürs Griechische besaß.

So kauerten Heinz und Gertie auf dem Bettrand, bei dem Schein der niederbrennenden Kerze, der nur wie ein helles Fleckchen in der großen Dunkelheit flimmerte. Sie beneideten Erna, die ganz ruhig schlief.

„Hörst du — Gertie!“ flüsterte Heinz zitternd. Und Gertie nickte.

„Wenn es doch einmal aufhörte,“ murmelte sie.

Und sie rückten eng aneinander, als die Schauer der Einsamkeit, der Nacht und der bangen Erwartung sie mehr und mehr quälten. Gertie schmiegte den heißen, verweinten Kopf an ihres Bruders Schulter. Furchtsam und beklommen lauschten sie dem Ton, der mit einer schrecklichen Gleichmäßigkeit durch die Wände zu ihnen drang — dem Winseln und Wimmern, das zu einem angstvollen Aechzen wurde und wieder zurücksank zu einem wehklagenden Wimmern. Und so auf und nieder, auf und nieder mit einer Eintönigkeit, die ermüdete und aufregte, die fast zur Verzweiflung führte, daß man hätte fliehen mögen bis ans Ende der Welt — nur um nichts mehr zu hören.

Und endlich kam ein Augenblick, in dem der Schmerzenston verstummte und alles plötzlich in eine große, feierliche Stille versank.

Die Kinder klammerten sich atemlos aneinander und lauschten weiter ... Die Stille war nicht erlösend — sie war fürchterlicher und schreckenerregender als alles Frühere.

„Er ist wohl eingeschlafen,“ hauchte Gertie nach einer Weile.

Heinz antwortete nicht. Er wußte, daß Fritz in dem Augenblick gestorben war.

Er hat niemals in seinem Leben vergessen, was Todesstille bedeutet.

* * *

Fritz wurde begraben. Sein Vater kam zur Beerdigung. Er war still und ernst, etwas steif und förmlich, wie Männer werden, wenn sie einen großen Schmerz beherrschen wollen. Gertie hielt sich viel in seiner Nähe. Ihr kleines, von Trauer, Sehnsucht und Eitelkeit erfülltes Herz begehrte, von ihm beachtet und getröstet zu werden. Aber er bemerkte ihre Versuche, seine Aufmerksamkeit zu erregen, garnicht.

Heinz ging zerstreuter und verträumter denn je im Hause umher. Fräulein Wächter äußerte mit ihrer von Thränen heiseren Stimme ärgerlich: sie fürchte, der Junge würde noch ganz blödsinnig. Seine Augen blickten so geistesabwesend, daß man es schon nicht mehr mit ansehen könne.

In ihm arbeitete es; Gedanken und Gefühle, die ihn quälten, rangen nach Form und Ausdruck.

Auf dem Kirchhof, die Füße im kalten Schnee, an Fritzens offnem Grabe, während der langen Rede des Predigers, die in einförmigem Tonfall ungehört an sein Ohr schlug — da kam es plötzlich — da wurde es mit einemmal lebendig in seinem Kopf: Worte, Gedanken, Bilder, Reimklänge tauchten in ihm auf und fügten sich leicht und harmonisch ineinander, daß er selber fast davor erschrak — vor dieser neuen Fähigkeit, die er noch nicht in sich kannte.

Die leichten, anmutig tanzenden Schneeflocken, die dem jubelnden Mädchen die Ankunft des lieben Knaben kündeten, und die schweren, kalten Schneemassen, die ihm den Tod gebracht und nun sein Grab umschlossen — wie eines aus dem andern geschah, wurde es ihm zum Sinnbild der heimlichen Tücke, die tödlich in aller Lust und Lieb und Fröhlichkeit lauert.

Er stahl sich davon, als die Leidtragenden auseinandergingen, und kritzelte in seinen Schüler-Mentor nieder, was in seinem Kopfe entstanden. Und siehe, es war ein Gedicht. Als er es las — wieder und wieder, mit Schauern des Entzückens, mutete es ihn fremd an, ganz unähnlich den kleinen Reimereien des bewunderten Fritz — als hätte ein Größerer es gedacht und geschrieben — ein Unbekannter, vor dem man Ehrfurcht haben müsse.

* * *

Der Sommer kam wieder. Den Wald schmückten Millionen neuer, grüner Blätter und frischer, gelber und

weißer Blumen. Die Kinder aßen Abendbrot unter den Bäumen. Gerties Augen glänzten, als scheine die Sonne hinein. Der Vetter Max war bei ihnen zum Besuch, und er trug eine richtige Uniform, wenn er auch nur Kadett war — nein, wie fesch! Und was er für lustige Geschichten erzählen konnte — Gertie mußte sich halb tot lachen.

Heinz saß neben Fräulein Wächter und sah träumerisch, wie der Kadett und seine kleine Schwester sich neckten.

„Morgen wird es ein Jahr, daß wir mit Fritz hier waren," sagte er nachdenklich.

Er wußte, daß er Fritz niemals vergessen konnte. Aus dem Tode des armen Jungen war ihm die lebendige Kraft entsprungen, die er sorgsam uud heimlich hütete als eine schicksalsmächtige Gabe, welche ihm seinen Weg in die Zukunft wies.

— Ende. —

Deutschlands größte Dichterin.

Zum 10. Januar 1897.

Nachdruck verboten.

Auf dem weimarischen Bilde „Ruhmeshalle der deutschen Dichtung von 1740—1840" von Hermann Wislicenus sieht man einen weiblichen Lockenkopf auf der obersten Staffel neben Goethe, zu dem Bettina v. Arnim den Kranz hinaufreicht. Es ist Annette Elisabeth Freiin v. Droste, geboren zu Hülshoff bei Münster i. W. am 10. Januar 1797, gestorben zu Meersburg am Bodensee am 24. Mai 1848: unzweifelhaft Deutschlands größte Dichterin und nach der Ansicht mancher Urteilsbegabter überhaupt bisher die bedeutendste weibliche Erscheinung der gesamten Weltlitteratur. Auf jeden Fall werden ihr am 10. Januar als an ihrem 100. Geburtstag Tausende deutscher Herzen eine dankbare Erinnerung weihen für das, was sie unsrer Poesie gewesen ist; ganz besonders werden sich der Sängerin der „jungen Mutter", der „beschränkten Frau", der „jungen Liebe" und der „brennenden Liebe" die deutschen Frauen zur Erkenntlichkeit gedrungen fühlen. Nie ist in irgend einer Sprache zugleich reiner und bewegter über das Köstlichste im Leben der Frau gesungen worden, als von dieser unvermählt dahingegangenen Dichterin.

Freilich eine Herzenserfahrung hat auch sie gehabt; das beweisen ihre Gedichte zur Genüge. In der biographischen Einleitung zu ihren „Gesammelten Werken" spricht Levin Schücking von einem jungen Arzte, dem die Dichterin begegnete und eine erwiderte Neigung zuwandte, der sie aber bei der Verschiedenheit der äußeren Verhältnisse in tiefem Gehorsam gegen die Familienüberlieferung entsagte; ihr jüngster Biograph, Professor Joseph Wormstall zu Münster i. W., dagegen hält diese Angaben für unverbürgt und bezweifelt, daß man jemals den Gegenstand jener Jugendneigung kennen lernen werde. Als gesunde Natur entsagte die Dichterin rückhaltlos, aber schwer; noch aus sehr späten Gedichten kann man die Wehmut über das verlorene Jugendglück ergreifend heraustönen hören.

Dafür verlief die geistige Entwicklung der Dichterin reich und harmonisch. Ihr Vater gehörte einem weniger durch Glücksgüter als durch Ehrenhaftigkeit und körperliche Schönheit ausgezeichneten Geschlecht an, ihre Mutter war der litterarisch berühmten Familie der Freiherren v. Haxthausen entstammt; ein nur wenig älterer Oheim der Dichterin war der berühmte Erschließer der russischen Volkswirtschaft August v. Haxthausen. In der ihrem Geburtsort benachbarten Stadt Münster i. W. umgab sie der Kreis der Fürstin Galitzin, Graf Friedrich Leopold Stolberg, Professor Mathias Sprickmann (ein Jugendfreund G. A. Bürgers). Reisen nach Köln und Bonn brachten ihr Bekanntschaft mit dem dortigen Gelehrtenkreise, dem ihr früh verstorbener Vetter Professor Klemens v. Droste angehörte. Als dichterisches Vorbild verehrte sie Frau Kathinka Schücking, die Mutter des Romanschriftstellers Levin Schücking.

Später wohnte die Dichterin zu Meersburg unweit Konstanz bei ihrem Schwager, dem altgermanistischen Gelehrten Freiherr Josef v. Laßberg. Durch ihn trat sie auch der schwäbischen Dichterschule und besonders Ludwig Uhland persönlich nahe. Alles das ergab reiche Anregungen, die ihr Talent bildeten, ohne deshalb seinen selbständigen Wuchs beeinflussen zu können. Dafür war diese Anlage zu kraftvoll und besonders zu eigenartig. Auch hat sie außer Ludwig Uhland sämtliche genannte Freunde an dichterischer Vollendung bei weitem hinter sich zurückgelassen. Eher kann man sagen, daß ihre Poesie den Einfluß Walter Scotts zeigt, während das ungemein kräftige Kolorit derselben an die nachbarliche Verwandtschaft der westfälischen Natur mit der niederländischen erinnerte.

Obgleich die Dichterin später auch der Natur des Bodensees und der Schweiz poetisch gehuldigt und in früher Jugend ohne Lokalanschauung, aber mit erstaunlicher dichterischer Intuition die poetische Erzählung „Das Hospiz auf dem großen St. Bernhard" verfaßt hat, liegt ihre Hauptwirksamkeit in der Darstellung der heimatlichen westfälischen Natur. Die Heide-, die Geschichtsbilder („die Schlacht im Loener Bruch" 7. August 1623), die auf Ortssagen beruhenden Balladen wie „das Fegefeuer des westfälischen Adels" sind ihre markantesten Dichtungen. Hier trifft alles zusammen, um eine dichterische Wirkung höchsten Ranges hervorzubringen: eine überaus kraftvolle Darstellung der Vorgänge und Persönlichkeiten, die mystische Seite des von der Dichterin eifrig, obgleich mit gelegentlichen Anfechtungen bekannten katholischen Glaubens, die an das westfälische, hochschottische und jütische „zweite Gesicht" mahnende Fähigkeit einer phantastischen und doch realistischen Naturschilderung. Die Dichterin war körperlich sehr kurzsichtig, eine Eigenschaft, die sie u. a. mit Gustav Freytag geteilt hat; die Folge davon ist eine minutiös genaue Darstellung der Erscheinungen; aber eine ungewöhnliche Kraft der Phantasie giebt zugleich ihren dichterischen Bildern einen großen, freien Zug.

Als ihr eigentliches Meisterwerk ist neben einigen Balladen die poetische Erzählung „Der spiritus familiaris des Roßtäuschers" anzusehen; auch dies ein Stoff aus der Rosse nährenden, niedersächsischen Heimat. Der bis an die Grausamkeit streifende realistische Zug ihrer Poesie ist dort besonders ausgeprägt; aber die Mystik der Sage von der verkauften Seele bildet zu dieser Realistik das Gegengewicht, und selbst in den Bußpsalmen ihres „Geistlichen Jahres" hat die Dichterin nicht so erschütternd die Seelenangst um das verlorene ewige Heil dargestellt wie in diesen mächtigen Strophen. Bemerkenswert ist auch neben der kraftvollen Schlachtenmalerei in den Versen des „Loener Bruchs" die Jagdfreude der westfälischen Dichterin; ein sonst etwas weichlich romantisches Jugendgedicht „Walther" belebt sich sofort bei Schilderung der Eberjagd. Dann der gemütvolle, tiefe Humor in „des alten Pfarrers Woche", mit den Freuden der Gastlichkeit und des gelehrten Studiums und dem ergreifenden Schlußausblick bei der dem Geistlichen obliegenden Bestattung des gleichaltrigen Jugendfreundes. Das sind Gedichte, die in ihrer Weise in unsrer Litteratur wohl nirgends überboten werden.

So recht produktiv ist die Dichterin erst im späteren Lebensalter geworden. Die erzählenden Dichtungen „Das Hospiz auf dem großen St. Bernhard" und „Des Arztes Vermächtnis", eine psychologisch vertiefte Bearbeitung der berühmten Schellingschen Ballade „Die letzten Worte des Pfarrers von Drottningholm auf Seeland", dann „Die Schlacht am Loener Bruch" waren mit einiger vermischter Lyrik zusammen 1838 zu Münster i. W. als „Gedichte" erschienen, hatten aber nur geringe Wirkung hervorgerufen; sie fielen in die Zeit jener Köln-Münsterschen Kirchenwirren, derer Führer auf der katholischen Seite der der Dichterin verwandte Erzbischof Klemens August v. Droste-Vischering war.

Auf Meersburg am Bodensee schrieb Annette v. Droste — auf Grund einer Wette mit dem dort als Bibliothekar weilenden Levin Schücking — in den Wintermonaten 1841/42 die meisten jener kleineren Gedichte, die ihren Namen

Büste der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff.
Modelliert von Anton Rüller.

unvergänglich gemacht haben; ungefähr gleichzeitig entstand der bereits erwähnte „Roßtäuscher". Später hat sie wenig mehr gedichtet als geistliche Lieder; gegen die Ansicht der Aerzte hatte sie ihren frühen Hingang lange vorausgesagt. Sie litt an Atemnot und Brustbeklemmungen, und ein Herzschlag riß sie im 52. Lebensjahre aus dem irdischen Dasein. Ihr Grab liegt in Meersburg.

Annette v. Droste war auch als Prosaschriftstellerin thätig, und vielleicht wird ihr Wirken in dieser Form noch länger dauern als in der dichterischen. Nicht weit gekommen ist ihre halbnovellistische Skizze „Bei uns zu Lande auf dem Lande", die übrigens bereits ihr großes Talent psychologischer Charakteristik zeigt. Auch „Die Bilder aus Westfalen" (1840) sind unvollendet geblieben. Ein novellistisches Meisterwerk dagegen ist die gegen das Ende der dreißiger Jahre geschriebene Erzählung: „Die Judenbuche, ein Sittengemälde aus dem gebirgigen Westfalen". Die Dichterin hat den Stoff nicht ganz frei erfunden, was kaum dem größten Poeten der Weltlitteratur möglich wäre; es ist vielmehr eine sogenannte „wahre Geschichte", und sie hat auf den Abbenburgschen Gütern der Familie Haxthausen im südlichen Teile des früheren Fürstentums Paderborn gespielt. Was die Dichterin hinzuthun konnte, war eine unwiderstehlich fortreißende Darstellung von leidenschaftlich schnellem Fluß bei schärfstem Realismus der Einzelheiten.

Ueber den Fortgang der Erzählung bei Homer hat Heine die Bemerkung gemacht, er sei so rapide, daß man ihn auf den ersten Blick nicht sehe. Annähernd dasselbe könnte man von dieser Dorfgeschichte sagen, gegen die auch die besten Schwarzwälder Erzählungen von Berthold Auerbach erblassen. Man geht nicht zu weit, wenn man sie mit einigen Sachen von Keller, Storm und Heyse an die Spitze der auf diesem Felde so reichen novellistischen Produktion in Deutschland stellt.

Salvator Rosa war der Lieblingsmaler der Dichterin, und ihre Schlachtschilderungen können wohl an die leidenschaftliche Wildheit des neapolitanischen Künstlers erinnern. Aber weit mehr wird man bei ihrer unvergleichlichen Natur- und Seelenmalerei an den Niederländer Rembrandt gemahnt, an eine Kraft und eine Empfindung, die nur den ersten Dichtern eigen ist.

Annette von Droste ist wohl einer altgermanischen Vellede verglichen worden; wie im Leben ihr körperliches Auge diese Eigenheit zeigte, so besitzt auch ihr geistiger Blick etwas übersinnlich Träumendes. Sie ist ein Kind der westfälischen roten Erde gewesen und konnte auf keinem andern Boden sich dichterisch entwickeln; in ihrer flammenden Glut gleicht ihre Poesie vielfach den Hirtenfeuern, die auf der westfälischen Heide angezündet werden. Ihre Lyrik erinnert oft an die zum Strauße gebundenen Blüten der Heide; aber der Strauß ist mit sorgfältigster Abwägung der Gegensätze zustande gebracht, und keine unechte Blüte stört seine harmonische Wirkung; man empfängt stets den Eindruck einer aus leidenschaftlicher Bedrängnis zum Frieden strebenden Seele:

„Ein treues Auge der Natur,
Schaut sie dich an mit tiefem Gruße;
Verstehst du ihn, auf ihrer Spur
Fromm weilst du mit gebanntem Fuße."

Die Dichterin war nur mittelgroß und zierlich, das Gesicht fein geschnitten und von langen, blonden Locken umwallt, doch die Stirn und das hellblaue Auge unverhältnismäßig groß. Ihre Marmorbüste von der Hand des Bildhauers Anton Rüller steht seit dem 9. November 1896 am Promenadenweg des Schloßgartens zu Münster i. W. Das schöne, charakteristische Werk ist das erste Denkmal, das einer deutschen Dichterin gesetzt ward. Aber ihr eigentliches Denkmal hat sich Annette v. Droste in ihren Schriften gesetzt: sie werden dauern und die menschlichen Herzen erfreuen und erschüttern, wenn von unsrer zeitgenössischen Litteratur weitaus das meiste Staub und Asche ist.

Cajus Möller.

Zueignung.*

Von Annette von Droste-Hülshoff.

Nachdruck verboten.

Auf hohem Felsen lieg' ich hier,
Der Krankheit Nebel über mir,
Und unter mir der tiefe See
Mit seiner nächt'gen Klage Weh,
Mit seinem Jubel, seiner Lust,
Wenn buntgeschmückte Wimpel fliegen,
Mit seinem Dräu'n aus hohler Brust,
Wenn Sturm und Welle sich bekriegen.

Mir ist er gar ein trauter Freund,
Der mit mir lächelt, mit mir weint,
Ist, wenn er grünlich golden ruht,
Mir eine sanfte Zauberflut,
Aus deren tiefem, klarem Grund
Gestalten meines Lebens steigen,
Geliebte Augen, süßer Mund
Sich lächelnd tröstend zu mir neigen.

Wie hab' ich schon so manche Nacht
Des Mondes Wiederschein bewacht!
Die klare Bahn auf dunklem Grün,
Wo meiner Toten Schatten ziehn;
Wie manchen Tag den lichten Gang,
Bewegt von hüpfend leichten Schritten,
Auf dem mit leisem Geistergang
Meiner Lebend'gen Bilder schritten.

Und als dein Bild vorüberschwand,
Da streckte ich nach dir die Hand,
Und meiner Seele ward es weh,
Daß dir verborgen ihre Näh';
So nimm denn meine Lieder nun
Als liebesrote Flammenzungen,
Laß sie an deinem Busen ruhn
Und denk', ich hab' sie dir gesungen.

* Aus „Gesammelte Schriften" von A. von Droste-Hülshoff (Stuttgart J. G. Cotta).

Ungarische Aristokratinnen in Galatracht.

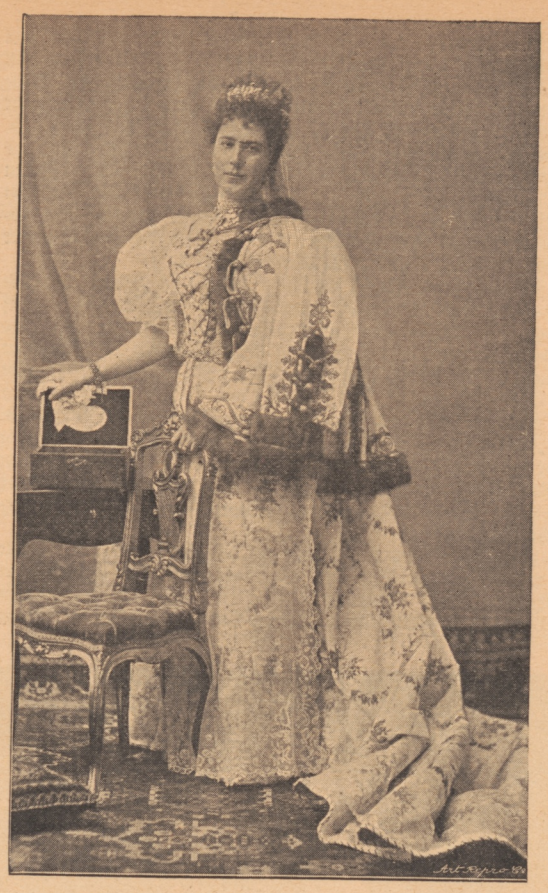
Hierzu sieben Bildnisse nach Photographien der k. und k. Hofphotographen Prof. Kollers Nachfolger und Strelisky in Budapest.

Nachdruck verboten.

Die vornehmen Frauen Ungarns bevorzugen zwar gleich der übrigen feinen Damenwelt in Modesachen gern französische und englische Vorbilder, seltener aber beziehen sie ganz fertige Toiletten oder Mäntel aus dem Auslande. Schon aus Patriotismus suchen sie die inländische Produktion zu fördern, um den renommierten Modeateliers, deren es auch in Budapest eine große Zahl giebt, Arbeit zuzuwenden. Wo es sich nun aber um das ganz besondere Gebiet der nationalen Galatracht handelt, da gilt ausschließlich die ungarische Mode. Diese Galatracht ist nicht nur farbenprächtig und reich, sondern der Individualität angepaßt und ganz in nationalem Geiste gehalten. Während die Wiener Mode sich stark an die herrschende Pariser Mode der bauschigen Aermel anlehnt, die bei den in Wien ausgeführten ungarischen Galatrachten aus demselben Sammet wie die Taille gearbeitet werden, bleibt die nationalungarische Tracht bei dem althergebrachten miederartigen Gilet, dem pruszlik, dessen Ausschnitt die Aermel des über die Schulter gelegten Hemdchens, des ingváll, wenn auch in gerundeten Formen, heraustreten läßt. Bei den vorjährigen wiederholten Millenniumsfestlichkeiten, die sich während des ganzen letzten Sommers abspielten, ließ sich die „mente" (Mantel) zwar ganz gut entbehren; wenn die „mente" aber über die Schultern geworfen wird, so dürfte sie auf den breiten Sammetärmeln plump erscheinen, während ihre Formen auf dem pruszlik, der miederartigen Weste, malerisch wirken. Doch nicht allein zu den Hoffestlichkeiten, auch bei allen hervorragenden Familienfesten verwenden die Damen der ungarischen Aristokratie gern die nationale Galatracht, namentlich bei Hochzeiten, die dadurch einen besondern Glanz erhalten.

Die ungarische Nationaltracht dürfte schon unter den Königen aus dem Hause Arpád bekannt gewesen sein. Der ungarische Krönungsmantel rührt von der Hand der Königin Gisela, Gemahlin Stefans I., einer bayerischen Prinzessin, her. Diese nadelkundige Gisela hat von ihrem eigenen Mantel nur eine Legende zurückgelassen. Nach dieser rührt der Name Veszprém (Wesprim, Hauptstadt des gleichnamigen Komitates) von folgendem kleinen Ereignis her. Die Königin hatte ihren Pelz einem armen, frierenden Weibe, dem sie begegnete, über-

Gräfin Karátsonyi, geb. Gräfin Andrássy.



Baronin von Daniel, geb. von Cséry, Gemahlin des ungarischen Handelsministers.

Gräfin Andrássy, geb. Gräfin Kaunitz.

Gräfin Erdödy, geb. Gräfin von Oberndorff.

lassen. Das Gefolge machte ihr Vorstellungen; sie aber sagte: „Veszprém“ — er (der Mantel) bleibe verloren! — und dieser Ausspruch hat sich als Ortsname für die Stätte der Begegnung erhalten. Den eigentlichen Hofstaat führten erst die Könige aus dem Hause Anjou ein, und er konnte sich an Glanz mit jenem der Medici messen. Die Prachtkostüme der Renaissance fanden dann unter Mathias Corvinus ihre nationale Ausgestaltung und erhielten an den Höfen der siebenbürgischen Fürsten, dank dem Wetteifer der herrschenden Familien, ihre höchste Vollkommenheit.

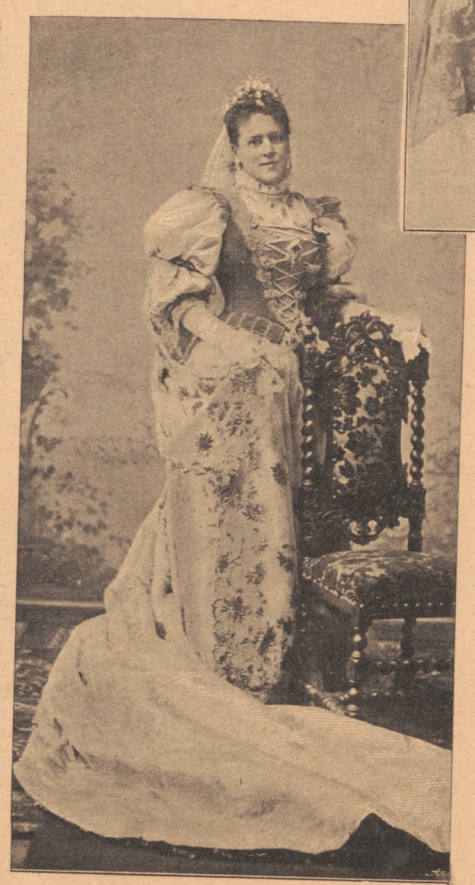
In siebenbürgischen Werkstätten wurden alle jene Schmuckgegenstände ausgeführt, die noch heute einen kostbaren Schatz der ungarischen Magnatenfamilien bilden und bei festlichen Anlässen den Reichtum und den guten Geschmack der Vorfahren verkünden.

Die Magnatenfrauen, deren Bildnisse* wir beifügen, haben der Mehrzahl nach solchen kostbaren Familienschmuck angelegt. Besonders reich und eigenartig präsentiert sich der Galaschmuck der Gräfin Andrássy, geb. Gräfin Kaunitz, einer der geistvollsten Frauen der Budapester Aristokratie. Obzwar eine Pragerin, beherrscht sie, was ihr das ungarische Publikum hoch anrechnet, vollkommen die ungarische Sprache und nimmt im Gegensatz zu andern ungarischen Aristokratinnen, die fast niemals aus ihrer Reserve heraustreten, an Veranstaltungen zu wohlthätigen Zwecken sehr häufig regen Anteil. Nicht minder populär ist Frau Baronin von Daniel, geb. von Cséry, die Gemahlin des derzeitigen ungarischen Handelsministers, in dessen Ressort die Veranstaltung der Millenniumsausstellung gehörte. Auf dieser hatte die Baronin, die als ebenso gastfreundliche und liebenswürdige Hausfrau wie als gutherzige und mildthätige Ungarin gilt, eine Volksküche organisiert, in welcher Hunderttausende von Landleuten, die zur Ausstellung gekommen waren, gespeist wurden. Ihr Galakostüm hat eine Hofschleppe aus schwerem Grosgrain in weißem Fond, mit Guirlanden in Festons und Maschen im Geschmack der Zeit Louis XVI. dekoriert; unten ist das Kleid mit breiten Brüsseler Spitzen garniert. Der pruszlik besteht aus rosa Sammet und ist mit Gold verschnürt; die mente besteht aus weißem Moiré, ist reich mit Gold verschnürt und mit Blaufuchs verbrämt.

An diesem Galakostüm, wie an jenen der Gräfin Esterházy, geb. Prinzessin Lobkowitz, und der Gräfin Erdödy, geb. Gräfin von Oberndorff, zeigt sich bei aller Vielseitigkeit und Pracht doch recht deutlich die Anlehnung an volkstümliche Motive. So wird als Kopfbedeckung ein Häubchen gewählt, von dem ein langer Spitzenschleier herniederwallt. Oder es wird anstatt des Häubchens ein Diadem genommen, oder endlich beides kombiniert getragen. Aus dem gleichen Gewebe wie der Schleier besteht die Schürze, die, wie das Mieder, vollständig der ungarischen Volkstracht entlehnt ist. Das feine Hemd (ingváll), das am Halse und an den Armen aus dem Miederleibchen (pruszlik) hervortritt, trägt wesentlich dazu bei, die schöne Wirkung des Kostüms zu heben. Die Roben selbst sind aus schweren Seiden-, Sammet- oder Brokatstoffen verfertigt und endigen in langen Schleppen. Blumenmotive oder, wenn der Stoff glatt ist, Gold- oder Silberstickereien sind zur Erhöhung des Effektes gewählt.

Baronin Radvánszky, geb. Gräfin Waldeck.

Gräfin Berchtold, geb. Gräfin Bánffy.



Gräfin Esterházy, geb. Prinzessin Lobkowitz.

Ein freundliches Bild, weiß in weiß, ist auch das der Gräfin Karátsonyi, geb. Andrássy; der prachtvolle Palast der Karátsonyis hat schon oft königliche Gäste gesehen; während des Krieges 1866 residierte König Johann von Sachsen in dessen Räumen.

Die „mente“ sehen wir im ursprünglichsten Mantelcharakter auf dem Bilde der Gräfin Berchtold, geb. Gräfin Bánffy. Eine weitere originelle nationale Form dieses Mantels finden wir bei Baronin Radvánszky, geb. Gräfin Waldeck. Die andern Mäntel sind schon konventioneller gestaltet. Es wurden im letzten Jahr auch bis zu den Knien reichende Mäntel ausgeführt, was wohl als eine Konzession an die heutige Mode aufzufassen ist.

M. Hecht.

* Die Photographie der Frau Baronin Radvánszky ist von dem Hofphotographen Strelisky, die übrigen sechs Photographien sind von dem Hofphotographen Prof. Kollers Nachf. in Budapest hergestellt.

Alle für den „Bazar“ bestimmten Briefe, Manuskripte, Zeichnungen und Bücher sind, **ohne Beifügung eines Namens**, zu adressieren: **An die Redaktion des „Bazar“, Berlin SW., Charlottenstraße 11.** f

Verlag der Bazar-Aktien-Gesellschaft (Direktor L. Ullstein) in Berlin SW., Charlottenstr. 11. — Verantwortlicher Redakteur: Gustav Dahms, Berlin. — Druck von B. G. Teubner in Leipzig. — Abonnementspreis pro Jahr 10 Mark.

Hierzu Koloriertes Stahlstich-Maskenbild „Januar“ und Seite 21—24.

Pariser Modeneuheiten.

Hierzu Fig. 1—5

Einen sehr hübschen, für junge Damen sich eignenden Paletot verbildlicht Fig. 1. Der Paletot aus schwarzem Sammet ist vorn und hinten lose und nur an den Seiten leicht anliegend gearbeitet und auf den Nähten, die die Vorder- und Rückenteile verbinden, mit schöner Perlborte besetzt. Die Vorderteile schließen einen schmalen Einsatz aus Hermelin ein, über den sich sechs in der Mitte durch Knebel geschlossene Ornamente aus Perlpassementerie legen. Die ziemlich engen Aermel haben am Handgelenk Perlenbordüre und schmalen Hermelinbesatz, an den Schultern kurze, volle Puffen, die in der Mitte durch eine Perlenborte zusammengefaßt sind. Ein Sturmkragen mit Hermelinfutter schließt den Paletot ab.

Ein Amazonenhut aus weißem Filz mit aufgebogener, stark geschweifter Krempe, der mit schwarzem Sammet und weißem Paradiesvogel geziert ist, sowie ein kleiner Hermelinmuff passen sich in reizvoller Weise dem hübschen Paletot an.

Fig. 2 und 3 zeigen zwei sehr flotte, hübsche Hüte, die sich für Theater- und Konzertbesuche eignen. Der erstere aus weinrotem, mit Gold und Perlen besticktem Sammet, der den Kopf glatt, die aufgeschlagene, vorn spitze, mehrfach eingebogene Krempe faltig bedeckt, ist mit einem Paradiesvogel und elfenbeinfarbenen Bandschleifen geziert, in denen blitzende Straßmotive ruhen. Hinten in der Schleife ist außerdem ein Blütentuff befestigt.

Das reizvolle Toquehütchen in Fig. 3 hat einen losen, barettähnlichen Kopf aus elfenbeinfarbenem, mit Straßperlen besticktem Sammet. Vorn an der Mitte steckt ein voller Tuff elfenbeinfarbener Straußfedern mit einem Kronenreiher, der durch eine große Straßschnalle gehalten wird. Den Rand des Hütchens zieren Gewinde von Rosen ohne Laub.

Moosgrünes Tuch bildet die Grundlage für die hübsche, einfach gehaltene Toilette in Fig. 4, deren glatter Rock mit einem breiten, faltigen Sammetgürtel abschließt. Der Gürtel begrenzt eine ärmellose Bluse aus heller Seide, die oben unter einem hohen, glattin Stehkragen endet. Der Bluse liegt ein mit Knöpfen verziertes, kurzes, vorn rund geschnittenes Bolerojäckchen mit Shawlkragen aus Sammet auf, das mit Sammetärmeln verbunden ist, die oben mit einer Spitze über die Tuchpuffen treten und am Handgelenk kleine Aufschläge aus Tuch haben.

Das Promenadenkostüm in Fig. 5 ist aus hellbraunem Tuch und braunem Sammet angefertigt. Das Kleid ist hinten prinzeßförmig gearbeitet und vorn mit kleinen Jackenteilen versehen, die sich mit geraden Aufschlägen aus Sammet über einem gleichen Westeneinsatz öffnen. Dem Einsatz schließt sich ein Stehkragen, den Jackenteilen ein Mediciskragen an, der ebenso wie die mit Passementerieknöpfen gezierten Aufschläge mit einem Pelzstreifen umrandet ist. Die prinzeßförmig geschnittenen Teile treten dem vorderen Rockteil mit einem Sammetstreifen über, dem sich zu beiden Seiten mit Knöpfen gezierte Sammetpatten anschließen. Die mit Pelz begrenzten Aermel haben Puffen, die durch Sammetriegel zusammengefaßt sind.

Der zu diesem Kostüm passende runde, beigefarbene Hut ist mit Straußfedern und Sammetband geschmückt.

* * *

Bezugquellen: Paris, Maison Coussinet, 43 rue Richer: Fig. 1 u. 5; Mme. Colombine: Fig. 2 u. 3; Mme. Gradoz, 67 rue de Provence: Fig. 4.

Fig. 1.

Fig. 2. Fig. 3.

Fig. 4.

Vergessene Tänze.

Von Alexius Becker.

Nachdruck verboten.

Die Tänzerinnen und Tänzer, die auf den modernen Bällen die Touren der Quadrille mit so souveräner Sicherheit abschreiten oder im rasenden Tempo des Galopps den Saal von einem Ende zum andern zu durcheilen verstehen — sie werden erstaunt sein, wenn man ihnen sagt, daß es eine ganze Reihe von alten, schönen Tänzen giebt, mit denen sich die augenblicklich beliebten, etwa der Walzer ausgenommen, in keiner Hinsicht zu messen vermögen. Und was noch verwunderlicher: jene in Vergessenheit geratenen Schöpfungen der Choreographie boten, wofern sie allen Ansprüchen der Kunst genügen sollten, nicht allein dem Fuße, sondern auch dem gesamten Körper weit mehr Schwierigkeiten als der Reigen der modischen Tänze in ihrer Gesamtheit. Von den meisten dieser Tänze dürfte sowohl Schrittweise als auch Melodie heute nur wenigen noch bekannt sein. Selbst die Namen vermochten kaum dem Strom der Jahrhunderte, der sie beharrlich in seine Wogen tauchen will, zu widerstehen.

Und dennoch bildeten jene Tänze das Entzücken ihrer Zeit, und die Schriftsteller jener Epochen werden nicht müde, ihr Lob zu verkünden. Don Juan d'Austria, der Sohn Kaiser Karls V., ebenso berühmt als Kenner von Frauenschönheit wie als Meister des Degens, unternahm eigens eine Reise von Brüssel nach Paris, um zuschauen zu dürfen, wie entzückend Margarete von Valois auf einem Balle im Louvre Menuett tanzte. Zugleich stand der Tanz an sich als Mittel, dem Körper mehr Wohlanstand und Haltung zu verleihen, in weit höherem Ansehen als etwa heute. Der berühmte Lord Chesterfield, sagt Czerwinski in seiner „Geschichte der Tanzkunst", schrieb um die Mitte des vorigen Jahrhunderts eine große Anzahl Briefe an seinen Sohn, lediglich in der Absicht, diesen die beste Art zu lehren, wie man sich in einen Fauteuil niederzulassen habe: „ohne Hast, ohne Uebereilung, mit einer graziösen Biegung der Beine und Arme." In diesen Briefen empfiehlt er ihm nichts dringender, als die Lehrstunden bei dem berühmten Tänzer Marcel fleißig zu besuchen. Immer wieder kommt er auf dieses Thema zurück und meint, „daß ihm der Tanzmeister mehr nützen könne als Aristoteles, und für ihn wichtiger sein müsse als alle Staatskanzleien Europas."

Als einer der ältesten höfischen Tänze tritt uns die „Pavane" entgegen. Es ist ungewiß, ob sie italischen oder spanischen Ursprungs gewesen. Getanzt hat man sie jedenfalls sowohl bei dieser Nation als auch bei jener allenthalben und mit derselben Vornehmheit und Feierlichkeit, die an diesem Tanze so charakteristisch ins Auge fallen. Man nannte ihn deshalb auch schlechtweg den „großen Tanz", wohl von der Grandezza her, die den ihn Tanzenden eigentümlich zu sein schien. Ihrem Wesen nach gehörte die Pavane zu den sogenannten „danses basses", den „niedrigen Tänzen", so genannt, weil man dabei vornehmlich den Hüpfschritt mit seiner Ausgelassenheit vermied und überhaupt den Fuß möglichst wenig von der Erde erhob. Sie waren so ernst und feierlich, daß man sie am Hofe Karls IX. von Frankreich nach der Melodie der Psalmen tanzte. Fürsten schritten die Pavane in ihren Galamänteln ab, die Ritter, indem sie mit dem Degen umgürtet waren, hohe Würdenträger in der Robe, die Damen in ihren langwallenden Schleppgewändern. Der Name Pavane soll daher entstanden sein, daß man das Kostüm beim Tanzen anfaßte, „Räder voreinander schlug und sich brüstete wie die Pfauen mit ihren Schweifen". Damit wäre die Bedeutung allerdings erklärt, die dann von „pavo" (Pfau) oder „pava" (kalekuttische Prunkhenne) abzuleiten ist. Nach andrer Erklärung soll der Tanz jedoch aus Padua stammen und der Name Pavane nur eine Korrumpierung von Paduane sein. Als Ludwig XII. von Frankreich in Mailand einen Ball veranstaltete, wurde zum Entzücken der Anwesenden auch die Pavane getanzt. Da zeigte sich denn, daß gerade die hohen geistlichen Würdenträger darin die allergrößte Fertigkeit an den Tag legten. Die Kardinäle von St. Severin und Narbonne wurden nicht müde, die Schrittweise der Pavane unter den Klängen der Melodie zu wiederholen. Auch auf einem andern Ball, der i. J. 1562 dem spanischen König Philipp II. zu Ehren gegeben wurde, glänzte ein hoher geistlicher Würdenträger, der Kardinal Herakles von Mantua, dadurch, daß er die Pavane mit vollendeter Meisterschaft ausführte. Sie wurde damals, wie der Chronist berichtet, von sämtlichen hohen und höchsten Geistlichen des großen tridentinischen Konzils, von Kardinälen und Bischöfen, Aebten und Prälaten mit ebensoviel Gewandtheit wie Bereitwilligkeit getanzt.

In der Bibliothek de Bourgogne zu Brüssel befindet sich ein Buch, das ehedem Margarete von Oesterreich gehörte, der Tochter Philipps des Schönen und späteren Herzogin von Savoyen. Dieses Buch behandelt die Geschichte des zeitgenössischen Tanzes sehr ausführlich und giebt wertvolle Aufschlüsse über den damaligen Stand der Tanzkunst. Danach müssen wir uns stets zwei Tänze ganz verschiedenen Charakters zusammengehörig denken: den langsamen, gravitätischen Vortanz und darauf in sofortigem Anschluß den Nachtanz mit seinen wild dahinstürmenden Rhythmen. Nächst der Pavane war dies stets die Gaillarde, bei welcher der würdevolle Schritt der ersteren nunmehr, ganz so wie dies auch die Musik that, scherzhaft und übermütig variiert wurde. Die Gaillarde scheint überaus beliebt gewesen zu sein. Eine Abart derselben war die Volte, nach der Auslegung des deutschen Schilderers Johann von Münster von dem französischen „voltiger", „in einem Wirbel herumfliegen", hergeleitet. „In dem Tanz," sagt der strenge Sittenrichter, „nimmt der Tänzer mit einem Sprung der Jungfrau, die auch mit einem Sprung, aus Anleitung der Musik, herankommt, wahr, greift sie und wirft die Jungfrau selbst und sich mit ihr etlich viel mal sehr künstlich und hoch über die Erde herum, also auch, daß der Zuschauer meinen sollte, daß der Tänzer mit der Tänzerin nicht wieder zur Erde kommen könne, sie hätten denn beide die Hälse und Beine gebrochen." Diese Variation der Volte war jedenfalls südfranzösischen Ursprungs; denn sie wird auch sehr häufig „Gaillarde provençale" genannt. Die jungfräuliche Königin Elisabeth von England soll das Herz an den schönen Grafen Essex verloren haben, als sie mit ihm die Volte tanzte, und bei gleicher Gelegenheit Heinrich IV. von Frankreich ebenso das

Fig. 5.

seine an die entzückende Gabrielle d'Estrées. Czerwinski schildert die Führung der Dame von seiten des Herrn folgendermaßen: „Dieser faßte mit der linken Hand den rechten Arm seiner Tänzerin, um sie über ihrer rechten Hüfte an sich zu drücken, und hielt sie mit seiner rechten Hand unten am Korsett-Blankscheit, um ihr daran sowohl wie mit dem Drucke seines linken Schenkels beim Springen zu helfen. Die Dame legte ihrerseits ihre rechte Hand entweder auf den Rücken oder auf den damals üblichen großen Halskragen ihres Herrn." Die Volte scheint übrigens, was die Schrittweise und den Rhythmus anbetrifft, in mancher Hinsicht unserm heutigen Walzer ähnlich gewesen zu sein; denn ein Sachverständiger jener Zeit schildert sie in den Versen:

„Wo Arm in Arm zwei Tänzer sind verschlungen
Und sich umarmend um sich selber drehend
Mit ihren Füßen einen Anapäst erzielen."

Ein Ball zu jenen Zeiten hatte stets mit dem Branle zu beginnen, einem ernsten, würdevollen Tanz, etwa von gleicher Grandezza wie die Pavane. Aber doch war er anmutiger im Tempo, etwa wie seine spätere Nebenbuhlerin in der Gunst der tanzenden Menschheit, das so sehr graziöse Menuett. Im übrigen scheint der Branle mit unsrer Polonaise manche Aehnlichkeit besessen zu haben, da auch bei ihm die Paare promenadenartig nach den Rhythmen der Musik sich durch den Raum fortbewegten.

Als fröhlicher Nachtanz folgte dann der italienische Passamezzo, an dem sich gleichfalls die Königin Elisabeth häufig „sehr lustig und heiter" beteiligte, oder Giguen mit leichtem, übermütigem Hüpfschritt, Müsetten mit zierlich-schäferlichem Wesen oder Louren, mit zwar schon feierlichem, aber immer noch munterm Charakter. Zugleich gab das Volk seine heimatlichen Nationaltänze an die höfische Gesellschaft ab, die jene dann natürlich verfeinert, aber dafür auch oft bis zur Unkenntlichkeit entstellte.

Katharina von Medici, übrigens eine der anmutigsten Tänzerinnen ihrer Zeit, veranstaltete einst einen Ball, wo zur Belustigung des ganzen Hofes die verschiedenen Provinzbewohner Frankreichs ihre charakteristischen Tänze nach dem Instrument, das dort das beliebteste war, und der Melodie, mit der der Fuß vertraut, aufführen mußten. Da drehte sich denn der Auvergner in der Bourrée, der Bretagner im Passepied, der Bauer aus der Dauphiné tanzte die Gavotte und der aus Poitou das Menuett. Alle diese Tänze wurden später Gemeingut der gebildeten Stände aller Nationen.

Gavotte und Menuett haben Jahrhunderte hindurch das Entzücken der tanzfrohen Menschheit ausgemacht und sind nach etwa hundertjähriger Vergessenheit neuerdings wieder in den Ballsaal zurückgekehrt, wo sie augenblicklich durch die edle Einfachheit ihrer Schrittweise und die Grazie, die sie dem tanzenden Paare verleihen, einen Triumph nach dem andern ersiegen.

Sonst war ehemals noch die Chaconne sehr beliebt, die man sich etwa als einen Tanz nach Art unserer modernen Quadrillen denken muß. Man wollte sie nicht allein im Ballsaal, sondern auch auf der Bühne bei jeder nur passenden Gelegenheit aufgeführt sehen. Wie sehr man gerade auf diesen Tanz erpicht war, geht aus einer hübschen Anekdote hervor, die Czerwinski, wohl nach älteren Gewährsmännern, mitteilt. Als im Jahre 1774 Gluck nach Paris kam, um seine „Iphigenia in Aulis" aufführen zu lassen, klagte Vestris, der berühmte Ballettmeister, dem Komponisten darüber, daß die Oper nicht mit einer Chaconne endige, worauf Gluck erwiderte, daß ein so edler, tragischer Gegenstand sich nicht mit Ausgelassenheiten vertrage. Der Ballettmeister, damit nicht zufrieden, erneuerte indes sein Drängen, sodaß der erzürnte Gluck ausrief: „Aber, mein Gott, Herr Vestris, Iphigenia ist ja eine ernste Oper, und zudem hatten die Griechen auch diesen Tanz nicht." — „Sie hatten ihn nicht?" entgegnete Vestris, „umso schlimmer für die Griechen!" Der Komponist mußte schließlich nachgeben und das ersehnte Tanzstück bewilligen.

Aus dem Frauenleben.

Nachdruck verboten.

— Die letzte, reich beschickte Weihnachtsausstellung der Berliner Künstlerinnen brachte unter einer Fülle der verschiedensten Dinge eine hübsche Sammlung von Möbeln aller Art, bei welcher künstlerisch wirkende Hände mit Pinsel, Brennstift, Schnittmesser u. s. w. das Beste geliefert hatten. Von den Künstlerinnen, deren Arbeiten auf der Weihnachtsmesse ihre Heimstätte fanden, sind u. a. zu nennen: die hochtalentierte Marie Kirschner, die in eigenartiger Weise Stickerei und Malerei zu verbinden versteht; Frl. Lerche, deren teils gebrannter, teils gemalter Panneau hervorzuheben ist; Gertrud Franck, Marie von Kitzing, Hildegard Lehnert, Sophie Schlieder u. a., deren Malarbeiten verdienten Beifall fanden. Von den Fächern, die in kleinerer Form wieder modern zu werden scheinen, gefielen besonders die von Frau Erler und Frau Begas-Parmentier. Die Porzellanmalereien der Frl. Hausmann und von Klitzing, sowie die Federzeichnungen von Julie von der Lage, Marie Stüler u. v. a. waren gleichfalls künstlerisch ausgeführt. Unter den Metallarbeiten gefiel eine Truhe mit Zinnarbeit auf Kupfergrund. Von den Wanddekorationen war eine solche von Frl. Gaßmann mit Anerkennung zu nennen. Luise Menzels Gürtelschnallen und Porzellanknöpfe wirkten ganz eigenartig. Unter den Ofenschirmen war namentlich der von Frl. Pauline Naundorf erwähnenswert. Vielen Beifall fand auch die hübsche Gruppe „Heimkehr vom Felde" der jungen Bildhauerin Lilli Finzelberg. Alle diese hübschen Einzelheiten zu nennen, würde zu weit führen. Im Ganzen hat die jüngste Weihnachtsmesse wieder ein recht befriedigendes Bild vom künstlerischen Schaffen fleißiger Frauenhände geliefert.

— Die erste weibliche Gerichts-Sachverständige in Berlin ist Frau Prof. Dilloo, geb. v. Hackewitz, Inhaberin eines Bureaus für wissenschaftliche Graphologie. Frau Dilloo ist als Schreib-Sachverständige vereidigt und für den Bezirk des Berliner Landgerichts I. angestellt worden.

— Weibliche Geschäftsreisende werden seit einiger Zeit von einer sächsischen Tuchhändlerfirma verwendet.

— Die Frau im Postdienst. In dem amtlichen Bericht der Reichspostverwaltung von 1891—96 wird mitgeteilt, daß sich die im Jahre 1889 versuchsweise eingeführte Verwendung weiblicher Personen im Fernsprechdienst bewährt hat und deshalb weiter ausgedehnt worden ist. Ende März 1896 waren an 15 großen Verkehrsorten 2023 Telephonistinnen thätig — Mädchen und kinderlose Witwen im Alter von 18—30 Jahren. Seit drei Jahren werden ältere befähigte Gehilfinnen auch im Aufsichtsdienst verwendet.

— In Helsingfors sind gegenwärtig 211 Frauen als Studenten eingeschrieben, genau 10 Prozent der Gesamtzahl der Studierenden. 8 Frauen studieren Jura, 57 Medizin, 79 Mathematik und Naturwissenschaften, 117 Sprachwissenschaften und Geschichte.

—h. In Petersburg fand kürzlich die Grundsteinlegung für ein Arbeiterinnenhaus statt, das zur Erinnerung an die Geburt der Großfürstin Olga den Namen Olga Nikolajewna tragen soll. An den Petersburger Frauen- und Kinderkliniken der medizinischen Akademie, sowie am Militärhospital werden Aerztinnen auf je zwei Jahre zur praktischen Ausbildung zugelassen. Für die Aufnahme ist die Genehmigung des Direktors der Akademie erforderlich. — Frau Dr. med. Bogoljubskaja ist zur Bezirksinspektorin des Findelhauses in Petersburg ernannt.

—h. Schwester Anselma, Oberin des Militärhospitals in Cayenne, erhielt in anbetracht ihrer erfolgreichen 38jährigen Dienstzeit das Kreuz der Ehrenlegion.

— Die holländische Komponistin Frl. Kornelie van Oosterzee hat in Utrecht mit der Aufführung eines Cyklus von vier symphonischen Dichtungen „Königsidyllen" nach Tennyson, die sie persönlich leitete, einen großen Erfolg errungen.

— Totenschau. In Berlin starb im Alter von 61 Jahren die bekannte Jugendschriftstellerin Klementine Helm, Witwe des Geh. Bergrat Prof. Beyrich. In Detmold, 63 Jahre alt, Fürstin Elisabeth von Lippe-Detmold. In Oldenburg die frühere Schauspielerin Auguste Dietrich, geb. Gallenbeck. In Paris Herzogin Isabella Blanche von Decazes, geb. Singer.

Promenadentoilette.

Hierzu das Titelbild Seite 13

Aeußerst chic und dabei voll jugendlicher Anmut ist die Promenadentoilette auf der Titelseite unsres Blattes. Zu dem glatt in englischer Form gearbeiteten Kleide ist starkfädiger, schokoladefarbener, mit grün und roten Noppen durchzogener Wollenstoff verarbeitet, während das Cape aus Seal angefertigt und mit hellfarbigem Seidenstoff unterfüttert ist. Den untern Rand des Capes umgiebt ein kleiner Volant. Der Sturmkragen ist auf der Außenseite mit Seal, innen mit Hermelin bekleidet, was zu dem warmen Braun des Otterfells von höchst pikanter Wirkung ist. — Der runde Hut aus weißem Castor ist mit otterbraunen Straußfedern, braunem und weißem Sammetband geziert.

Bezugquelle: Paris, Maison Coussinet, 43 rue Richer.

Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Maskenbildes „Januar".

Wieder erschallt das lustige Schellengeklingel des jungen Jahres, und nicht allein die frohgemute Jugend, auch manch älteres, sonst ganz ernsthaftes Menschenkind folgt in irgend einer Verkleidung den heiteren Tönen, die in eine Welt des Scheines und des köstlichen Humors locken. Die künstlerisch wirkenden Kostüme unsres heutigen Maskenbildes sind nicht nur sehr kleidsam, sondern haben auch den großen Vorzug, daß sie mit einiger Geschicklichkeit leicht und ohne große Kosten nachzuarbeiten sind.

Fig. 1 stellt eine „Schwertlilie" dar, ein Kostüm, das sich für einen ruhigen, maßvollen Charakter eignet. Der Rock aus plissierter, hellgrünlich-blauer, golddurchwebter Gaze öffnet sich in regelmäßigen Entfernungen über keilförmigen Einsätzen aus violettem, mit goldenen Ornamenten geziertem Sammet Die aus Goldstoff oder goldgelbem Atlas anzufertigende glatte, kurze Taille wird teilweise vorn und hinten durch blattähnliche Sammetteile gedeckt. Die Teile sind durch Einlage zu steifen, mit Draht zu begrenzen und auf beiden Seiten mit Sammet zu bespannen. Den eckigen Ausschnitt umgiebt eine Goldborte. Für die Aermel sind zunächst zwei ähnliche Teile wie die auf der Taille befindlichen anzufertigen, denen dann noch die oberen abstehenden, gleichfalls aus doppeltem Sammet, Einlage und Draht herzustellenden Teile anzufügen sind. Der Kopfputz besteht aus einem Helm aus Goldgeflecht und violettem Sammet, der vorn mit einer Schwertlilie geziert ist. Eine goldene Kette fällt in einem Bogen über die Stirn und verliert sich unter dem Haar; eine gleiche Kette bildet den Halsschmuck. Die eigenartig geformten Schuhe mit weit vortretenden Spitzen aus violettem Sammet umschließen bronzefarbene Seidenstrümpfe. In der Hand ein großer Lilienstengel.

Allerliebst, das sanguinische Temperament vertretend, ist das Rokokozöschen in Fig. 2. Zu diesem sehr einfach herzustellenden Kostüm ist ein bronzefarbener Taffetrock gewählt, zu dem gleichfarbige Schuhe und weiße Strümpfe getragen werden. Die Taille mit den bauschenden Paniers ist aus blau und weiß gestreifter Seide in der geraden, steifen Form mit langer Spitze gefertigt. Sie ist hinten mit Schnürschluß versehen, der durch eine Watteaufalte gedeckt wird. Den vorn und hinten eckigen Ausschnitt der Taille füllt in ersichtlicher Weise ein goldfarbenes Seidentuch. Die engen Aermel enden am Ellenbogen mit einer flachen Puffe. Ein Häubchen aus Batist mit einer vorn und hinten sich verschmälernden, spitzenbesetzten Frisur und einer großen Schleife vorn verhüllt das Haar fast vollständig, sodaß sich nur über der Stirn und im Nacken ein paar Löckchen hervorstehlen. Durchbrochene, fingerlose Handschuhe sind unerläßlich zu dem Kostüm.

Ein flottes, originelles Kostüm ist das des Rokoko-Husaren in Fig. 3. Eine Pumphose aus grünem Velvet, die oberhalb der mit Sporen versehenen braunen Saffianstiefel zusammengezogen wird, ist oben zu beiden Seiten reich mit Goldverschnürung geziert und wird über einer ärmellosen Bluse aus goldgelber, indischer Seide durch eine breite, lachsfarbene Seidenschärpe, die sich seitlich mit flotter Schleife schließt, zusammengehalten. Unter der Schleife befindet sich das Ledergehänge für den krummen Säbel und die an schmalen Riemen herabhängende Husarentasche aus braunem Saffian mit Goldverzierung. Ein kurzes, mit Goldschnüren besetztes, offenes Jäckchen aus grünem Velvet hat an den glatten Aermeln Aufschläge aus lachsfarbenem Seidenstoff mit Goldverschnürung und einen ebensolchen, ziemlich breiten Steh-Umlegekragen. — Das lockige Haar, das vorn leicht in Zöpfe geflochten ist, wird von einer hohen, geraden Pelzmütze bedeckt, die aus schräg gewundenen Streifen zusammengestellt ist; das Ende des obern Pelzstreifens ist mit grüner Seide unterfüttert und hängt, mit rosa Pompons zusammengenommen, fahnenartig herab. Oben auf der linken Seite steckt am Rande der Mütze eine Metallspitze mit schwarzem Vogelflügel.

Sehr zart und mädchenhaft ist das Blumenkostüm „Chrysanthemum" in Fig. 4. Rock und Taille bestehen aus lachsfarbener Seide; ersterer ist plissiert und schoßartig mit verschieden langen, lanzettförmigen Blättern aus rotviolettem Sammet geschmückt. Der Taille sind ein paar grüne Blattranken aufgenäht. Den Ausschnitt umrandet ein voller Kranz schattierter Chrysanthemen, und statt der Aermel sind der Taille eine Fülle schmaler, grüner Blätter angefügt. Ein dichter Chrysanthemenkranz ruht im Haar, und einige der Blüten zieren den mit flatternder Schleife geschmückten Fächer. Hierzu lachsfarbene Seidenschuhe, rotviolette Strümpfe und gleiche Handschuhe in hellerer Farbe.

Russische Nationalspeisen.

Nachdruck verboten.

Nirgend hat die Redensart, daß man das Gute annehmen soll, wo man es findet, mehr Berechtigung als in der Kochkunst, die von allen Nationen lernbegierig das Beste oder auch vielleicht das Charakteristischste ihrer Küche erprobt und den eigenen Nationalspeisen anreiht. Für die Leserinnen des „Bazar" dürfte es daher wohl interessant sein, von Zeit zu Zeit eine — natürlich nur beschränkte — Auswahl fremder Nationalgerichte kennen zu lernen, die eine Erprobung auch vom kulinarisch deutschen Standpunkt aus verdienen.

Wir beginnen mit der russischen Küche, die sehr kräftig und der guten böhmischen vielleicht vielfach am ähnlichsten ist. Ein russisches Diner bietet sehr wohlschmeckende Gerichte. Ebenso findet die „Zakuska", eine kleine Vormahlzeit aus allerhand kleinen, pikanten Leckerbissen nebst feinen Schnäpsen, die man zur Anregung des Appetits vor dem Diner zu sich nimmt, auch bei uns in Kreisen, die diese Zakuska erprobten, in derselben Weise Anhänger wie die „schwedische" Schüssel, die ja schon bekannter bei uns geworden ist.

Die folgenden Rezepte geben eine kleine Auswahl der besten russischen Speisen, die jede Hausfrau leicht und schmackhaft bereiten kann.

Rassolnik (Gurkensuppe). Aus 2 kg Rindfleisch kocht man mit einer Ochsenniere, einer Petersilienwurzel, einer halben Stange Porree und einer halben Knolle Sellerie, mit drei getrockneten Pilzen, Pfefferkörnern und einem Lorbeerblatt eine gute Bouillon, die man durchseiht. Man kocht sechs kleine, geschälte und in Scheiben geschnittene, gesalzene Gurken ab, giebt sie nebst einem Teil ihrer Lake an die Suppe, giebt auch ein Glas dicke, saure Sahne hinzu und kocht sie damit auf. Die Suppe muß angenehm sauer schmecken; sie wird über der fein zerschnittenen Niere und den zerteilten Suppenwurzeln angerichtet.

Kleinrussischer Borschtsch. In kaltem Wasser setzt man 1½ kg Schweinefleisch mit seinem Fett auf, schäumt es gut, thut ½ kg zweimal abgekochten geräucherten Schinken, zwei Zwiebeln, Sellerie, zwei Mohrrüben, Porree, Petersilienwurzel, Gewürz, Salz und einen kleinen, in acht Teile zerschnittenen Kohlkopf hinein und kocht alles drei Stunden langsam miteinander gar, wobei man kurz vor Ablauf dieser Zeit die Suppe gut entfettet. Man gießt die Suppe durch, kocht sie mit etwas Saft von roten Beeten (Rüben) auf und thut beim Anrichten den inzwischen mit ½ kg gekochten, roten Beeten gehackten Kohl, der in Bouillon eben durchgeschmort wird, sowie gebratene, in Scheiben geschnittene Saucischen in die Suppe, die man mit gewiegtem Dill und gehackter Petersilie bestreut.

Kulibiakka. Zwei Köpfe Weißkraut schneidet man fein, dünstet es mit sechs Zwiebeln in Butter mit Salz und Pfeffer weich und vermischt es darauf mit vier hartgekochten, gewiegten Eiern. 1 kg frischer Lachs (für einfachere Küche: Zander) wird aus Haut und Gräten gelöst, in Scheiben geschnitten und mit Zwiebel und gewiegter Petersilie in Butter auf jeder Seite eine Minute sautiert. Vorher hat man einen leichten Butterteig gemacht, den man jetzt auf einer mit Mehl bestreuten Serviette fingerdick ausrollt. Einen zweifingerbreiten Rand der Teigplatte läßt man frei und belegt den übrigen Teig schichtweise mit Kraut und Fisch, worauf man den Rand mit Ei bestreicht, den Teig auf allen Seiten von der Serviette übereinander hebt, sodaß man eine längliche Form erhält. Man legt ein mit Butter bestrichenes Backblech auf den Kulibiakka, wendet das Ganze um, daß die glatte Seite nach oben kommt, macht einige längliche Schnitte in den Teig, bestreicht die Oberfläche mit zerquirltem Ei und bäckt das Ganze 35 bis 45 Minuten.

Uschki. Russische Pastetchen. Aus 1½ Tassen Mehl, einer Prise Salz, einigen Tropfen Milch und zwei Eiern macht man einen dicken Teig, den man sehr dünn ausrollt und in viereckige Stücke teilt. Feingehacktes Rindfleisch brät man mit einem gehackten, harten Ei und einer gewiegten Zwiebel in Butter durch, giebt auch vier bis fünf geweichte und gebratene, gewiegte Steinpilze, sowie Salz und Pfeffer hinzu und legt von dieser Farce kleine Häufchen auf die Mitte der Teigstückchen, die man wie dreieckige Hütchen zusammenlegt und, nachdem man den Rand mit Ei bestrichen, nunmehr in Butter oder Schmelzbutter ausbäckt. Diese Uschkis werden sehr viel zu allen möglichen Suppen gereicht.

Moskauer Soljanka (Früstücksgericht). Eine feingeschnittene Zwiebel und 1 kg gebrühten, sauren Kohl brät man, fest zugedeckt, in 125 g Butter durch und ganz langsam gar, wobei man darauf achten muß, daß der Kohl nicht anbrennt. Zuletzt streut man ½ Löffel Mehl über den Kohl und rührt ihn gut damit durch, worauf man ihn abwechselnd mit verschiedenartigen gebratenen, feingeschnittenen Fleischresten in eine butterbestrichene Pfanne schüttet. Die oberste Schicht Kohl wird mit zerschnittenen Gurken, Oliven, marinierten Pilzen, Trüffeln und Saucischen garniert, mit Resten von Bratensaucen, die man mit einer großen Messerspitze Fleischertrackt versetzt hat, übergossen und im Ofen goldbraun gebacken. Das sehr wohlschmeckende Gericht wird in der Pfanne serviert.

Litauer Kolduny. Aus zwei Tassen Mehl, zwei Eiern, sieben Löffel Wasser und einem Theelöffel Salz wird ein Teig geknetet, der ganz dünn auseinandergezogen wird, worauf man ihn reihenweise mit Farcekügelchen bedeckt, die man aus gewiegtem, rohem Rindfleisch, Kalbsnierenfett, einigen gehackten, gebratenen Zwiebeln, einigen Löffeln Bouillon, Salz und Pfeffer bereitet. Der Teigrand wird mit Ei bestrichen und fest über den Farcekugeln zusammengedrückt, worauf man mit einem Kuchenrädchen halbmondähnliche Kuchen ausradelt. Man thut sie in kochendes Salzwasser und kocht sie langsam ¼ Stunde. Sie werden ganz heiß vor der Bouillon serviert.

Gefülltes Spanferkel. Als Fülle wird stets Topfengrütze genommen. Diese grobe Grütze wird verlesen, abgebrüht, mit einem Ei durchgerührt und in Butter mit dem nötigen Salz durchgedünstet, worauf man kochendes Wasser darüber giebt, daß ein dicker Brei entsteht, den man im Wasserbade mehrere Stunden in den Bratofen stellt, bis er weich ist und eine bräunliche Farbe hat. Alsdann wird etwa 200 g frisches Rindsnierenfett in Würfel geschnitten, mit einer gehackten Zwiebel gelbgeröstet und unter die Grütze gerührt, die man in das sauber geputzte Spanferkel füllt. Dieses wird dann auf bekannte Weise gebraten.

Russische Blini (Gretschniewyje bliny). Etwa fünf Stunden vor dem Anrichten wird aus vier Tassen Buchweizenmehl, drei Glas lauer Milch und 20 g Hefe ein Teig gerührt, den man aufgehen läßt, worauf man ihn mit einer Tasse kochendem Wasser brüht und dann einen Löffel Salz, 90 g Butter und vier Eier darunter mengt, den Teig tüchtig durchschlägt und nochmals gehen läßt. In die kleinen, butterbestrichenen Blinipfannen gießt man immer so viel Teig, daß der Boden bedeckt ist. und bäckt die Blini auf Kohlenglut auf beiden Seiten goldbraun, wobei man beim Wenden die obere Seite mit Butter bespritzt. Die Blini werden im warmen Ofen heiß gehalten und möglichst heiß serviert. Man reicht frische, schaumig gerührte Butter, saure Sahne und Kaviar dazu.

Pirog mit Pilzen. Man bereitet einen guten Hefenteig, der mit einigen Eiern vermischt wird und an den Fingern nicht mehr kleben darf, läßt ihn aufgehen und dehnt ihn mit den Händen zu einem viereckigen Teigstück aus. Vorher hat man 250 g getrocknete Pilze, die zuvor eingeweicht waren, in leichter Bouillon ganz weich gekocht. Man hackt sie fein und brät sie mit zwei gewiegten Zwiebeln in zwei Löffeln Butter durch, würzt sie mit Salz und Pfeffer und thut sie nun, nachdem die Mitte des ausgezogenen Piroggenteigs mit Butter bestrichen wurde, auf diesen Teig in die Mitte, biegt die Ränder so ein, daß der Kuchen ein länglich viereckiges Aussehen erhält, drückt den Teig zusammen und läßt das Ganze nochmals kurze Zeit gehen. Dann bestreicht man die Oberfläche des Teiges, aber nicht die Ränder mit Ei, bestreut sie mit geriebener Semmel und bäckt den Pirog 30 bis 45 Minuten. Man kann die Pirog sehr verschieden mit Kraut, Fisch, Fleisch, Leber, Hirse u. s. w. füllen.

Russischer Renntierbraten. In aufgekochten Essig, der mit Gewürz und Wachholderbeeren versehen wurde, legt man ein schönes Rückenstück vom Renntier einige Stunden, spickt es und brät es in Butter halb gar. Dann thut man feine Speckscheiben, zwei Zwiebeln, einige Citronenscheiben, drei Nelken, Suppenwurzeln und einige Löffel des Würzessig, sowie etwas Bouillon hinzu und brät hiermit das Fleisch braun und saftig. Der Braten wird mit in Wein gekochtem Weißkraut serviert. Die Sauce wird mit drei zerschnittenen Trüffeln verkocht. E. H.

Metamorphosen.

Ein Gesellschaftsspiel.

In dem Metamorphosenspiel hat jemand ein von den andern verabredetes Wort mit Hilfe gewisser Angaben und vorher festgesetzter Bedingungen herauszufinden. Das zu ratende Wort ist immer ein einsilbiges Hauptwort. Bei allen Verwandlungen bleibt sein Vokal unverändert; nur die Konsonanten dürfen wechseln.

Das folgende Beispiel mag zur Erläuterung dienen.

Herr A macht den Anfang und verläßt das Zimmer. Man wählt das Wort „Mar". Nachdem Herr A wieder hereingerufen ist, wendet er sich der Reihe nach an die einzelnen Teilnehmer des Spiels, an B mit der Frage, was das Rätselwort bedeute, an C und die übrigen mit der Frage, wie jeder von ihnen das Wort verwandele und was dann das verwandelte Wort bedeute. Er erhält darauf die folgenden Antworten:

B: „Unser Rätselwort nennt eine Hauptrolle in einer beliebten Oper."

C: „Setze ich statt des ersten Konsonanten einen andern und statt des letzten zwei andre, so nennt mein Wort einen nicht mehr lebenden dramatischen Dichter."

D: „Verwandle ich das Rätselwort in derselben Weise, so erhalte ich den Namen eines noch lebenden deutschen Dichters."

E: „Ich mache dieselbe Metamorphose, erhalte aber einen deutschen Fluß."

F: „Ich erhalte bei der gleichen Metamorphose einen Schwimmvogel."

G: „Ersetze ich den ersten und den letzten Konsonanten durch je einen andern, so erhalte ich einen alttestamentlichen männlichen Namen."

H: „Nehme ich für den ersten Konsonanten einen andern und drei andre für den letzten, so ist mein Wort der Name eines deutschen Dichters."

J: „Setze ich statt des letzten Konsonanten drei andre, so erhalte ich einen Fluß in Oesterreich."

K: „Verwandle ich ebenso, und außerdem den ersten Konsonanten in einen andern, so nennt mein Wort einen Fisch."

L: „Ersetze ich den ersten Konsonanten durch zwei andre und den letzten durch einen andern, so erhalte ich einen Titel."

M: „Mache ich dieselbe Metamorphose, so nennt mein Wort eine Stadt in Ungarn."

N: „Ich verwandle ganz ebenso und erhalte eine große Stadt in Oesterreich."

O: „Ich setze statt des letzten Konsonanten zwei andre und erhalte den Namen eines Gottes der Römer."

P: „Ich ersetze den ersten und den letzten Konsonanten durch je zwei andre und erhalte einen Vogel."

Q: „Bei derselben Metamorphose entsteht bei mir der Name einer preußischen Stadt."

R: „Setze ich zwei Konsonanten statt des ersten und drei andre statt des letzten, so erhalte ich den Namen eines hervorragenden Komponisten unserer Zeit."

A zu R: „Meinen verbindlichsten Dank. Sie haben mir das Raten sehr leicht gemacht. Der hervorragende Komponist unsrer Zeit kann wohl kein andrer sein als ‚Brahms'."

Bald gelang es Herrn A dann auch, das eigentliche Rätselwort und dessen sämtliche Metamorphosen herauszufinden. Er nannte die Wörter:

„Max" — „Halm" — „Dahn" — „Lahn" —
„Gans" — „Ham" — „Sachs" — „March" —
„Lachs" — „Graf" — „Gran" — „Prag" —
„Mars" — „Spatz" — „Glatz".

Manche unsrer verehrten Leser und Leserinnen mögen von dem Scharfsinn oder der Aufmerksamkeit des Herrn A keine sehr hohe Meinung haben. Sie sagen sich, Herr A mußte schon früher, z. B. bei „Prag" oder „Mars", das Wort raten. Vielleicht haben sie recht. Herr A war aber möglicherweise auf der richtigen Fährte und nur galant gegen Fräulein N und Fräulein O: er wollte lieber, daß nach ihm einer der Herren, z. B. sein Freund R, an die Reihe käme; denn derjenige, dessen Wort er zuerst erriet, mußte ihn — so will es das Metamorphosenspiel — im Raten ablösen.

Dreisilbige Scharade.

Spricht man von Eins, so wissen wir genau,
Man spricht von keinem Mädchen, keiner Frau.
Was Zwei und Drei, zum Wort vereint, uns künden,
Als große Stadt in Rheinland ist's zu finden.
Um Eins-Zwei-Drei fleht, wem in größter Not
Von grimmen Feindes Hand Verderben droht.

Wechselrätsel.

Gram Magnat Barren Carriere Biene Zelle Balken Erica.

Jedes der obigen acht Wörter ist durch Veränderung eines Buchstaben in ein anderes Wort zu verwandeln. Sind die richtigen acht Wörter gefunden, so ergeben die bei der Verwandlung fortgelassenen und die neu aufgenommenen Buchstaben den Namen einer gefeierten Künstlerin.

Französische Scharade (zweisilbig).

Mon premier est une voyelle; mon second l'Éternel; et mon tout — je ne vous le dirai jamais.

Auflösung des Rebus Seite 595.

Gar vieles lernt man, um es wieder zu vergessen,
Um an dem Ziel zu stehn, muß man die Bahn durchmessen

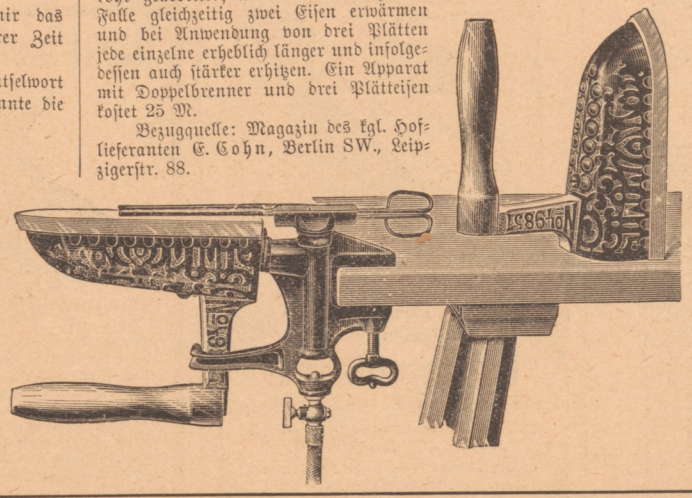
Auflösung des Rätsels Seite 595.

Thun und Lassen.

Wirtschaftsplaudereien.

Gasplättapparat. Das Erwärmen der Plätteisen durch Gas wird in noch größerm Maße angewandt als früher, seitdem fast sämtliche Gasanstalten den Preis des Gases für derartige Zwecke ermäßigt haben. Der nachstehend abgebildete neue Apparat ist sehr zweckmäßig und einfach konstruiert und überall leicht anzubringen. Man befestigt ihn, wie die Skizze zeigt, mittelst der Schraube an jeder beliebigen Tischplatte und verbindet den untern Ansatzhahn durch einen Schlauch mit der Gasleitung, entzündet dann das Brennerrohr ringsum nur an den Brennerlöchern und stellt die Flammen auf Erbsengröße. Hierauf schiebt man das Plätteisen mit dem Griff nach oben auf das Brennerrohr, dreht den Griff alsdann nach unten, sodaß er fest im Haken liegt, und reguliert die Flamme durch Drehen des Hahnes so, daß sie nicht aus den seitlichen Löchern des Plätteisens herausbrennt, da sonst ein Geruch entstehen würde. Die Plätte besitzt innen eiserne Rippen, zwischen denen kleine blaue Flämmchen brennen. Dadurch erhält sie eine sehr große Heizfläche, die die Wärme schnell und ausgiebig auf die Plättensohle überträgt. Der Gasverbrauch ist hierbei sehr gering und zwar 1½ Kubikmeter in 10 Stunden. Die kalte Plätte wird in 7 bis 10 Minuten genügend warm. Ein Eisen erhitzt sich stets ausreichend, während man das andre gebraucht. Oben am Apparat befindet sich eine kleine Vorrichtung zum Auflegen von Tollscheren, die sich gleichfalls gut erhitzen lassen. Die Plätteisen sind schwarz emailliert, sodaß man sie in bequemster Weise sauber erhalten kann. Der vollständige Apparat mit zwei Eisen kostet 16 M. und genügt in dieser Größe für den Haushalt. Für besonders starke Ansprüche, namentlich für gewerbliche Zwecke, ist er mit doppeltem Brennerrohr gearbeitet; man kann in letzterem Falle gleichzeitig zwei Eisen erwärmen und bei Anwendung von drei Plätten jede einzelne erheblich länger und infolgedessen auch stärker erhitzen. Ein Apparat mit Doppelbrenner und drei Plätteisen kostet 25 M.

Bezugquelle: Magazin des kgl. Hoflieferanten E. Cohn, Berlin SW., Leipzigerstr. 88.



Briefkasten.

Anonyme Anfragen bleiben unbeantwortet. Jede Anfrage muß die vollständige Postadresse des Fragestellers und die Abonnementsquittung für das laufende Quartal enthalten.

A. M. in **Kassel.** Dank den Bemühungen der beiden Frl. Schliemann und v. Harbou besitzt Paris seit zehn Jahren seinen deutschen Lehrerinnenverein mit einem Lehrerinnenheim (8 rue Villejust), regelmäßigen Versammlungen und einem Vereinsblatt. Wenden Sie sich wegen Stellenvermittlung und Pension an die genannte Adresse.

Gräfin **K.** in **B.** Zu den gekrönten Cigarettenraucherinnen gehören außer der Kaiserin von Oesterreich und der Kaiserin-Witwe von Rußland auch die Königin Margherita von Italien, die Königin von Rumänien, die Königin-Regentin von Spanien und Königin Amalie von Portugal.

N. N. in **Braunschweig.** Ein solche Kochschule für junge Damen leitet u. a. O. Kurth, Berlin NW., Dorotheenstr. 91.

G. F. in **Tempelhof.** Wenden Sie sich an den Verein „Jugendschutz" in Berlin (Kaiser Wilhelmstr. 39), der einen billigen Flick-, Schneider- und Putzkursus für Dienstmädchen eingerichtet hat. Der Unterricht findet Montags und Freitags abends 6—8 Uhr in der Grünstr. 5/6 statt und kostet 1 M. monatlich.

J. M. in **Ferrara.** Ihren Wünschen dürfte der patentierte, von A. Noll in Halle a. S. in den Handel gebrachte Zirkel und Linienzieher zur Brandmaleret entsprechen. Der Zirkel wird dem mit breitem oder spitzem Platinstift versehenen Halter nur übergestreift; der letztere kann deshalb nach wie vor auch zum Freihandzeichnen gebraucht werden. Zu dem Halter ist übrigens jeder schon vorhandene Brennapparat brauchbar.

Nora 100. Für Sie würden als Bildungsanstalten für Krankenpflege in Frage kommen: das Viktoria-Krankenhaus, Berlin, Friedrichshain; das Augustahospital, ebenda, Scharnhorststr.; das städtische Krankenhaus in Breslau und die Diakonieseminare in Herborn, Elberfeld und Greiz. Lassen Sie sich Prospekte kommen. Es wird ein Gesundheits- und Sittenzeugnis verlangt; die Altersgrenze ist ungleich, durchschnittlich 18—35 Jahre. —n.

„Telegraphie." Die Bewerbungs- und Meldeformalitäten für Telephonistinnen sind im wesentlichen dieselben wie für Postbeamte. Es werden von den Oberpostdirektionen Anwärterinnen — meistens nur Beamtentöchter — vorgemerkt. Altersgrenze nach unten 18 Jahre. Anstellung mit 2,50 M Tagegeld, später 1200 M. Jahresgehalt. Häufig wird zur Bedingung gemacht, daß die Beamtin bei Eltern oder sehr nahen Verwandten wohnt Telegraphistinnen sind nur im Dienste der Berliner Börse beschäftigt. —n.

D. in **B.** Es ist gegenwärtig unmöglich, die Blumenfabrikation als Handarbeit zu einem lohnenden Erwerbszweige zu gestalten; die Preise der künstlichen Blumen stehen infolge der Herstellung mit Maschinenbetrieb so niedrig, daß von Handarbeit dringend abgeraten werden muß. Lassen Sie Ihre Töchter, wie sie es wünschen, das Putzmachen erlernen. Unterrichtskurse hierfür sind in Berlin im Lettehause, in der Viktoria-Fortbildungsschule (Tempelhoferufer 2) und im Heimathause für Töchter höherer Stände (Gitschinerstr.) eingerichtet. Letzteres, sowie das Viktoriastift des Lettevereins (Königgrätzerstr. 90) und die „Heimat" (Königgrätzerstr. 126) sind auch als Damenpensionate und -Hotels zu nennen. Für Paris käme z. B. das Heim von Mme. la Marquise du Peloux, Rue de Turin 17, in Frage. — Die Kurse in den genannten Unterrichtsanstalten müssen durch praktische Arbeit in namhaften Ateliers für Putzarbeit ergänzt werden. Namentlich gilt es auch, rechnen zu lernen und Kostenanschläge zu machen, Bezugquellen zu studieren u. dergl. m. Die Gründung eines eigenen Ateliers ist mit verhältnismäßig kleinem Kapital möglich, wenn man es nicht vorzieht, die Stellung einer Directrice zu behalten, die lohnend und mit keinem Risiko verknüpft ist. —n.

M. F. in **Hamburg.** Glänzende Stellen aus Wollstoffen entfernt man, indem man sie mit einer Abkochung von Panamaspänen, der auf ein Liter ein Eßlöffelvoll Salmiakgeist zugesetzt ist, befeuchtet und dann gegen den Strich bürstet. Hierauf wird ein Stück nasse Leinwand darüber gelegt und heiß geplättet, sodaß durch die entstehenden Wasserdämpfe der speckige Glanz der Stellen vollkommen beseitigt wird.

F. v. W. in **Schwerin.** Leinwand soll man auf ihre Reinheit prüfen können, wenn man sie in Seifenwasser wäscht und an der Luft trocknen läßt. Ist Baumwolle in dem Stoff enthalten, so wird das gewaschene Stück beim Trocknen runzlig, während reine Leinwand glatt bleibt.

B. D. in **Küstrin.** Wenn neue Lampendochte schlecht brennen, so waren sie feucht oder nicht genügend trocken. Sie kohlen dann rasch an und geben eine trübe, rußige Flamme, weil der Feuchtigkeitsgehalt des Dochtes das rasche Aufsteigen des Oeles hindert. Man trockne daher jeden neuen Docht, auch wenn er anscheinend trocken ist, auf dem Ofen nach, bevor man ihn in die Lampe einzieht. Ist der Docht dann einmal von Oel durchdrungen, so nimmt er keine Feuchtigkeit wieder an.

F. v. O. in **Magdeburg.** Flecke in Porzellangefäßen können meist beseitigt werden, wenn man sie mit konzentrierter Schwefelsäure bestreicht und zerriebenes, doppelchromsaures Kali darauf streut. Nach mehrstündiger Einwirkung wird die Stelle mit heißem Wasser und einer Bürste gut gesäubert. Mit beiden zur Verwendung kommenden Materialien muß aber sehr vorsichtig umgegangen werden!

L. M. in **Innsbruck.** Zum Reinigen von Filzhüten verwendet man am besten Petroleumäther. Man bürstet den Hut zuerst trocken aufs sorgfältigste ab, begießt ihn dann mit Petroleumäther und reibt ihn mit einem Tuche kräftig ab. Sollten dann noch Flecke vorhanden sein, so reibt man diese mit einem Gemisch von gleichen Teilen reinem Spiritus und Petroleumäther aus.

Frau **H.** in **D.** bei **Jena.** Um Wachsleinwand aufzufrischen, lösen Sie etwas gelbes Bienenwachs bei lauwarmer Temperatur in wenig Terpentinöl auf und reiben damit die Wachsleinwand, nachdem sie mit Wasser und Seife gereinigt und gut getrocknet, ab. Sie glänzt dann, wenn sie nicht schon zu sehr abgenutzt war, wieder wie neu.

L. A. in **Heidelberg.** Um Flaschen von Moder- und Schimmelgeruch zu befreien, spült man sie mit heißem Wasser, welchem frisch ausgeglühte und zerstoßene Holzkohle zugesetzt ist.

M. J. 100. Dem Wundreiben der Hände beim Waschen begegnet man mit Erfolg, wenn man die Handflächen und besonders die Finger auf der Innenseite mehrere Tage hintereinander vor dem Waschen mit einer Lösung von Schellack in Spiritus einreibt, vorausgesetzt, daß zu dieser Zeit die Hände nicht schon wunde Stellen oder Verletzungen aufweisen. H.

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Georg Grabert in Berlin.

Der Insertionspreis beträgt M. 1,50 = 2 Fcs. = 1 sh. 6 d. = 1 fl. holl. = 1 fl. ö. W. pro Nonpareille-Zeile.

Anzeigen.

Alleinige Annoncen-Annahme Rudolf Mosse, Berlin SW. und dessen Filialen.

Tannoform-Streupulver und -Salbe.
(Patentirt.)
Bestes Mittel **gegen übermässiges und krankhaftes Schwitzen an den Füssen, unter den Armen u. s. w.,** zerstört den lästigen Geruch und macht das Tragen von Schweissblättern unnöthig. Tannoform ist geruchlos; seine Anwendung ist vollkommen ungefährlich und von ärztlichen Autoritäten empfohlen; einfaches Einpudern genügt.
Zu beziehen durch alle Drogenhandlungen und Apotheken oder direkt durch **E. Merck's Apotheke, Darmstadt.**

Für Kunstfreunde.
Unser neuer, vollständiger, **reichillustrierter Katalog für 1897** über Tausende von Photogravuren und Photographieen nach hervorragenden Werken classischer und moderner Kunst wird gegen 50 Pfennig in Postmarken franco zugesandt.
Photographische Gesellschaft, Kunstverlag Berlin, Dönhofsplatz.

Gesichtshaare und ihre Heilung nach neuest. wissenschaftl. Methode (Schrift v. Dr. Clasen) vers. geg. 145 ₰ **J. Alt,** Buchhdlg., **Frankfurt a. M.**

Neuheiten in Ballstoffen
sowie schwarze, weisse u. farbige Seidenstoffe jed. Art zu wirkl. Fabrikpreis. unter Garantie f. Aechtheit u. Solidität von 55 Pf. bis M. 15 p. M. porto- u. zollfrei ins Haus. Beste und direkteste Bezugsquelle für Private. Tausende v. Anerkennungsschreiben. Muster fco. Doppelt. Briefporto nach d. Schweiz.
Adolf Grieder & Cie., Seidenstoff-Fabrik-Union, **Zürich**
Königl. Hoflieferanten.

Zu schlank
Wenn Sie schön erscheinen wollen, dürfen Sie nicht sein. Gegen 20 ₰-Marke sendet Prospekt über seit Jahren bewährte und garantirt unschädliche Behandlung für Damen, welche eine gute Figur und schöne Formen zu erhalten wünschen, das **chemische Laboratorium** von **L. Pietsch, Dresden-Blasewitz,** Polenzstr. Beständig erhalte ich die besten Atteste.

Ueberall zu haben
Sarg's Kalodont
Bestes und billigstes
ZAHNPUTZMITTEL.

Solide Seidenstoffe.
Engros, Export robenweise, Muster umgehend (zollfreie Spedition).
Spezialitäten für Ball-, Braut- und Gesellschaftstoiletten, grösste Variationen in Neuheiten
J. Spoerri, Zürich (ältestes Seidenhaus der Schweiz).

Verlag der „Wiener Mode" — Wien, Leipzig, Berlin, Stuttgart.
Die Frau comme il faut.
(Die vollkommene Frau.)
Prächtig gebunden, über 500 Seiten stark. — Preis fl. 3.— = Mk. 5.—.
Ein unentbehrlicher, sicherer Rathgeber in allen Fragen höherer, gesellschaftlicher Pflichten.

Häkelmuster-Album
der „Wiener Mode".
In hocheleganter Mappe gebunden.
Preis fl. 1.20 = Mk. 2.—.

Sammlung gehäkelter Spitzen
und Einsätze.
In hocheleganter Mappe gebunden.
Preis fl. 1.20 = Mk. 2.—.

Album der Monogramme
für Kreuzstich.
Sechste Auflage. Preis fl. 1.50 = Mk. 2.50.
Vorzugspreis für Abonnentinnen der „Wiener Mode" und für Schülerinnen fl. 1.— = Mk. 1.70.

Die Kunst der Goldstickerei.
Von Amalia von Saint-George,
Lehrerin an der k. k. Fachschule für Kunststickerei in Wien.
Mit 6 Tafeln und 136 Textillustrationen.
Preis fl. 3.— = Mk. 5.—.

Die Kunst der Weißstickerei.
Von Louise Schinnerer,
Lehrerin an der k. k. Fachschule für Kunststickerei in Wien.
Elegant gebunden.
Preis fl. 3.— = Mk. 5.—.

In allen Buchhandlungen erhältlich.

Das beste u. berühmteste Toiletpuder

VELOUTINE FAY

EXTRA POUDRE DE RIZ

mit **BISMUTH** zubereitet. — 9, Rue de la Paix, PARIS.

Sie essen Parfüm!

Wenn Sie holländischen Kakao verbrauchen, so essen Sie Parfüm ohne daß Sie es wissen. Die Holländer parfümieren die meisten Sorten, um das Aroma zu ersetzen, das durch den Versand und durch langes Lagern entweicht. Von verbürgt reinem Kakao mit natürlichem Aroma versendet die

Kakao-Versand-Compagnie Theodor Reichardt, Halle a. S., Kostproben unberechnet!

HARBURGER GUMMI-SCHUHE

Deutsches Fabrikat. Die Besten und Billigsten im Markte.

Nur echt mit Marke **„Pfeilring“.**

LANOLIN Toilette-Cream **LANOLIN**

Marke Pfeilring — In den Apotheken und Drogerien.

In Dosen à 10, 20 u. 60 Pf., in Tuben à 40 u. 80 Pf.

Unübertroffen als Schönheitsmittel und zur Hautpflege.

Garantiert Deutsches Kolonialprodukt.

KAMERUN KAKAO

Kamerun Kakao Gesellschaft, Hamburg.

Verkaufsstellen in allen grösseren Städten Deutschlands.

Schepeler's Thee

	per ½ Kilo	Bei franco Postsendung von 2½ Kilo incl. Verpackung 1 Zone	2-5 Zone
Haushaltungs-Thee	2.50	12.75	13 —
Familien-Thee	3 —	15.25	15.50
Frühstücks-Thee	3.50	17.75	18 —
Gesellschafts-Thee	4 —	20 —	20 —
Club-Thee	4.50	22.50	22.50
Nectar-Thee	5 —	25 —	25 —
Five o'clock-tea	5.50	27.50	27.50
Non plus ultra	6.50	32.50	32.50
Karawanen-Thee	7 —	35 —	35 —
Kien-Long	10 —	50 —	50 —

GEORG SCHEPELER, THEE-IMPORT, FRANKFURT A. M.

Niederblanchettes fabricirt **Rudolf Ritter, Wien VI. Millergasse 46.**

ODONTA Zahn-Wasser zur Pflege des Mundes und Erhaltung der Zähne. F. WOLFF & SOHN Hoflieferanten Karlsruhe. Filiale Wien Kölnerhofgasse 6.

Verkaufs-Niederlagen in allen besseren Parfümerie-, Friseur- u. Drogen-Geschäften.

Briefmarken verkauft **Felix Walter, Westend b. Charlottenburg** b. Berlin, Ahorn-Allee 33, Eingang: Platanen-Allee 2.

Für Modistinnen.

Einzelverkauf zu Engros-Preisen. Illustr. Preisliste u. Muster gratis u. franko.

Verschnürungen, Besätze, Jäckchen, Spitzen, Garnituren.

Taillenfutter, zweifeitig Köper Mtr. 43 ₰
Taillenfutter, zweifeitig Satin „ 58 ₰
Gaze Ia, Mtr. 16 ₰ Jaconet Mtr. 24 ₰
Patentstoß in Streifen von 4 Mtr. für 40 ₰
Roßhaargaze 118 cm breit Mtr. 50 ₰
Eisengarn 80 cm br., schw., w., grau Mtr. 60 ₰
Schweißblätter, Tricot m. echt Gummi Dtz. 2.50
Ia. Satin Gurtbd. (schwer. Qual.) 25 Mtr. f. 2 M.
Moirée als Rockf. schw. u. coul., 80 cm breit 45 ₰

S. Mecklenburg, Berlin O. 27.

83. Blumenstr., vis-à-vis d. Wallnertheaterstr.

Genehmigt durch Allerhöchste Entschliessung Sr. Majestät des Kaisers.

II. Weseler Geld-Lotterie

zum Ausbau und zur Freilegung der Willibrordi-Kirche in Wesel.

28074 in drei Klassen vertheilte Gewinne und eine Prämie.

I. Klasse.

Ziehung am 14. und 15. Januar 1897.

Einlage einschliesslich Reichsstempel-Abgabe für ¹/₁ Loos 6,60 M., ¹/₂ Loos 3,30 M.

Gewinne		Mark		Mark
1	à	30000	=	30000
1	à	10000	=	10000
1	à	5000	=	5000
1	à	3000	=	3000
2	à	1000	=	2000
4	à	500	=	2000
20	à	100	=	2000
50	à	50	=	2500
5920	à	12	=	71040
6000	Gewinne		=	127540

II. Klasse.

Ziehung am 15. und 16. Februar 1897.

Einlage einschliesslich Reichsstempel-Abgabe für ¹/₁ Loos 4,40 M., ¹/₂ Loos 2,20 M. Kaufloose II. Kl. ¹/₁ = 11,–, ¹/₂ = 5,50 M.

Gewinne		Mark		Mark
1	à	40000	=	40000
1	à	10000	=	10000
2	à	5000	=	10000
2	à	3000	=	6000
4	à	1000	=	4000
8	à	500	=	4000
40	à	100	=	4000
242	à	50	=	12100
7700	à	16	=	123200
8000	Gewinne		=	213300

III. Klasse

Ziehung vom 15.—22. März 1897.

Einlage einschl. Reichsstempel-Abgabe für ¹/₁ Loos 4,40 M., ¹/₂ Loos 2,20 M. Kaufloose III. Klasse ¹/₁ = 15,40, ¹/₂ = 7,70 M.

Grösster Gewinn ist im glücklichsten Fall **250000 Mark.**

Der von diesen 44 Hauptgewinnen zuletzt gezogene erhält auch die Prämie von **150 000 Mark.**

1	Prämie	von	150000	=	150000 M.
1	Gewinn	à	100000	=	100000 „
1	„	à	75000	=	75000 „
1	„	à	50000	=	50000 „
1	„	à	25000	=	25000 „
1	„	à	20000	=	20000 „
2	Gewinne	à	15000	=	30000 „
3	„	à	10000	=	30000 „
4	„	à	5000	=	20000 „
10	„	à	3000	=	30000 „
20	„	à	2000	=	40000 „
30	„	à	1000	=	30000 „
100	„	à	500	=	50000 „
200	„	à	300	=	60000 „
300	„	à	200	=	60000 „
400	„	à	100	=	40000 „
1000	„	à	50	=	50000 „
2000	„	à	25	=	50000 „
10000	„	à	16	=	160000 „
14074	Gewinne und 1 Prämie			=	1070000 M.

Alle Gewinne sind ohne jeden Abzug zahlbar.

Ganze Original-Loose I. Klasse à M. 6,60, **Halbe** à M. 3,30 (Erneuerungspreis für II. und III. Kl. ganze je 4,40, halbe je M. 2,20, Porto und Liste 30 Pf.), empfiehlt und versendet auch gegen Coupons und Briefmarken

Carl Heintze, Bankgeschäft,

Berlin W., Unter den Linden 3. Hôtel Royal.

Man verlange

Preisbuch

Soeben erschien:

Für unsere Knaben!

Der Jugend Kunstfertigkeit u. Spiel.

Ein häusliches Beschäftigungsbuch von **Jos. M. Bergmeister.**

gr. 8°, 14 Bog. mit über 300 Illustr., eleg. geb. M. 3.50 (Porto 30 Pfg.).

Mey & Widmayer, München.

Cäsar und Minka,

Racehundezüchterei u. -Handlung, **Zahna** (Preussen).

Lieferant Sr. Maj. d. Deutschen Kaisers, Sr. Maj. d. Kaisers v. Russland, d. Grosssultans d. Türkei u. vieler Kaiserl. Königl. u. fürstl. Höfe etc., prämiirt m. gold. u. silb. Staats- u. Vereinsmedaillen empfiehlt unter weittragendster Garantie und Garantie für lebende Ankunft

Begründet 1868.

Edelste Racehunde

jeden Genres.

(Wach-, Renommir-, Begleit-, Jagd- und Damenhunde), vom grössten **Ulmerdogg u. Berghunde** bis zum kleinsten **Salonhund und Schosshündchen.**

Grosse illustr. Preiscourante frco. u. grat. Die Broschüre „Des edlen Hundes Pflege und Aufzucht pp.“ mit 50 Illustrationen in Prachtband 10 Mark.

Süssmilch-Fleischfaser-Hundekuchen eigener Fabrik, bestes, zweckdienlichstes Hundefutter, pro Centner 20 Mark, Postbeutel 5 Ko. 2 Mark.

Musikinstrumente

Violinen, Bratschen, Celli, Contrabässe, Flöten, Clarinetten, Oboen, Cornets, Trompeten, Signalhörner, Trommeln, Zithern, Accordzithern, Guitarren, Mandolinen, Pianinos, Harmoniums, Drehpianos, Symphonions, Orphenions, Musikautomaten, Intona- und Phönix-Drehorgel, Aristons, Piano-Melodico, Herophons, Manopans, Harmonikas, Mundharmonikas, Ocarinas, Metronome, Notenpulte, allerbeste Saiten, Noten zu allen Instrumenten.

Jul. Heinr. Zimmermann,

Fabrik u. Export, **Leipzig.**

Neue illustrierte Preisliste gratis!

Antiquitäten und Münzen verkauft an diesbezügliche Liebhaber und Selbstkäufer **Felix Walter, Westend** bei Charlottenburg bei Berlin, Ahorn-Allee 33, Eingang: Platanen-Allee 2.

In **Chicago prämiirt** wurden

Leichner's Fettpuder

Leichner's Hermelinpuder und **Aspasiapuder**

sind die besten unschädlichen Gesichtspuder, geben der Haut einen zarten, rosigen, jugendfrischen Ton. Man merkt nicht, dass man gepudert ist.

Zu haben in der Fabrik **BERLIN, Schützenstrasse 31** und in allen Parfümerien.

Man verlange stets: **Leichner'sche Waaren!**

IN DEN APOTHEKEN:

ENGELHARD'S Isländisch Moos-Pasta gegen HUSTEN u. HEISERKEIT

Bewährt als vorzüglich linderndes Mittel bei catarrhal. Affectionen u. chron. Brustleiden.

75 PFENNIGE.

Leicht löslich — rein — wohlschmeckend u. gesund.

Caeao. Moser-Roth Stuttgart. **Chocolade.**

Vereinigte Fabriken: E. O. Moser & Cie. u. Wilh. Roth jr.

Verkaufsstellen sind durch Plakate ersichtlich.

Echt chinesische

Mandarinendaunen

(Ganzdaunen) das Pfund

2,65 Mk.

In Mandarinendaunen das Beste. Nur durch den großen Umsatz dieser billige Preis. Es genügen zum großen Oberbett 3 Pfund, zum Kopfkissen 1 Pfund.

Magazin A. Lubasch

Berlin, Kommandantenstr. 44/44a.

Versand gegen Nachnahme oder vorherige Einsendung des Betrages. Verpackung unberechnet.

Preislisten gratis und franco.

Verlag der Bazar-Aktien-Gesellschaft (Direktor L. Ullstein) in Berlin SW., Charlottenstraße 11. — Verantwortlicher Redakteur: Gustav Dahms, Berlin. — Druck von B. G. Teubner in Leipzig. — Abonnementspreis pro Jahr 10 Mark